This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

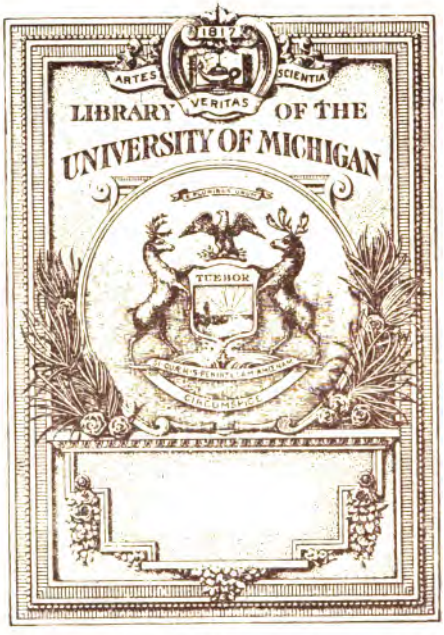
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

A 488043 DUPL

Digitized by Google



PRESENTED BY MRS. GUY L. KIEFER
November, 1931
IN MEMORY OF
DR. HERMANN KIEFER,
REGENT 1889-1902
AND
GUY L. KIEFER, A.B. '87, A.M. '91, M.D. '91
D.P.H. (Honorary) 1911

Digitized by Google

HV
6545
.K19

Digitized by Google

Digitized by Google

Felo-de-se.

Das Verbrechen des Selbstmordes.

Anthropologisch-psychologische Studien,

illustrirt

durch Beispiele der interessantesten Selbstmordfälle der Gegenwart.

Von

Daniel von Kászony.

Leipzig,
Verlag von Th. Lißner.
1870.

Digitized by Google

sich derselben entzieht. — Die Philosophen der neueren Schule stellen es zwar in Abrede, daß die Gesellschaft ein Recht auf das Leben jedes einzelnen Bürgers hat und ihre Argumentationen sind plausibel genug, daß sie auch den unbefangensten, ja sogar bigottesten Menschen, wenn auch nicht überzeugen, so doch blenden.

Wenn aber die Gesellschaft den Menschen so lange, bis er sich selbst nicht zu helfen im Stande war, beschützet, ihm die Mittel gegeben hat, zu leben und sich jeden möglichen Comfort zu verschaffen, so ist dieser gesellschaftliche Vertrag ein zweiseitiger und nur dann darf er von einem der Contrahenten gelöst werden, wenn der andere auch einwilligt, daß es geschehe. Nur eine solche Sanction der Verträge erhält die Gesellschaft und die Wohlfahrt des Allgemeinen wie jedes Einzelnen. Nach meiner Ueberzeugung hat der Mensch nur dann das Recht aus der Gesellschaft, welcher er bisher angehört, zu treten, wenn dieselbe muthwillig den Contract gebrochen und ihre Pflichten dem Einzelnen gegenüber nicht hält. Ob es solche Fälle giebt oder nicht, will ich nicht hier erörtern, sondern es an seinem Platze thun. Das, was ich bisher gesagt, bezieht sich nur auf den Titel ‚Felo-de-se', Verbrecher an sich selbst, obschon der Selbstmörder beziehungsweise manchmal auch an der Gesellschaft und noch öfters an seinen nächsten Angehörigen ein Verbrechen begeht.

Ich habe hier die Worte ‚manchmal' und ‚öfters' geflissentlich eingewoben, weil doch Ausnahmen gestattet werden müssen, wo nämlich der Selbstmörder blos an seinem eigenen Leibe ein Verbrechen begeht, nicht aber auch an der Gesellschaft und es ist sehr oft der Fall gewesen, daß ein Selbstmord bezüglich der Gesellschaft zu einer sehr verdienstlichen Handlung geworden, wie ich dies weiter unten erklären werde und wie dies von der Nachwelt auch anerkannt worden ist.

Digitized by Google

Somit steht der Selbstmörder im Allgemeinen blos als ein einfacher Felo-de-se, Verbrecher an sich selber da.

Ehe man übrigens darüber entscheiden darf, ob der Selbstmord an sich selber ein Verbrechen ist, müßte man wissen, ob auch der Tod an und für sich wirklich das größte Uebel sei, was es giebt, wie dies im Allgemeinen angenommen wird. Es ist höchst sonderbar, daß eben die Lehren der Religion hierüber mit sich selber in Conflict gerathen, indem sie den Tod als eine Ueberbrückung des Lebens auf Erden in das unbekannte Jenseits voller Seligkeit betrachten. Wie viele der Lehren der geoffenbarten Religion mit den Lehren der Mathematik, der Logik, der Metaphysik und der Naturwissenschaften in Streit gerathen, so ist auch das Dogma über den Tod, über das Jenseits, über die Seele, über die Auferstehung u. s. w.

Der Tod kann übrigens der Uebel größtes nicht sein, wenn wir dies annehmen wollten, dann müßten wir das höchste Wesen, Gott, der Ungerechtigkeit, Liebloſigkeit und Tyrannei gegen seine Geschöpfe zeihen, folglich in einen unverzeihlichen Atheismus verfallen; unser Gott wäre dann auch nicht besser als jener der alten Heiden, der sich mit Menschenopfern sättigte, wie die Gottheiten der alten Griechen, Kelten, ja noch gegenwärtig der Hindous. Von den Christen wird der Tod als eine Läuterung der Seele betrachtet, wo sie von den Schlacken gereinigt wird, um ewig und selig zu leben.

Wenn wir jedoch den Tod in physischer Weise betrachten, und die Frage aufstellen, ob der Tod oder vielmehr der Todeskampf und die Todesfurcht die größten denkbaren Uebel sind, so können wir hierauf entschieden bejahend antworten und die äußerst wenigen Ausnahmen sind eben nur so viele Bekräftigungen der allgemeinen Regel.

Digitized by Google

Die Arzneiwissenschaft hat es noch nicht so weit gebracht, um uns sagen und erklären zu können, ob der eigentliche Todeskampf, der Augenblick des Sterbens, wirklich so schmerzhaft sei, wie Manche glauben. Die meisten Folgerungen in dieser Beziehung gründen sich auf den Gesichtsausdruck und die Convulsionen der Glieder unserer Körper im Augenblicke des Todeskampfes. Wenn man aber annimmt, daß der Gesichtsausdruck der höchsten Wollust und des höchsten Schmerzens genau derselbe ist, so tappt man wiederum im Finstern und weiß noch immer nicht, ob der Todeskampf ein schmerzhafter oder wollüstiger sei.

Obschon selber kein Arzt, habe ich doch die Arzneiwissenschaft unter allen übrigen stets mit Vorliebe studirt, habe es mir angelegen sein lassen, Bemerkungen zu machen und meine Studien in der Antropologie und Psychologie datiren von frühestem Knabenalter? Ich war kaum mehr als zehn Jahre alt, als ich schon Bücher über Psychologie, Arzneikunde, Anatomie und Antropologie verstohlen las und ich fing an, mir selber Systeme zu bilden; namentlich war das Studium über die Functionen des Gehirns, der Nerven und der Organe, ferner der Decomposition des Fleisches oder die Verwesung, das, was ich am liebsten ergründet hätte. In allen naturwissenschaftlichen Büchern, die mir in die Hände geriethen, schlug ich nach, um diese Momente erklärt zu finden, doch erfuhr ich nichts und ich mußte mich auf empirische Forschungen werfen, d. h. ich studirte aus Erfahrung, aus Praxis, aus Anschauung und schrak nicht zurück, sogar an mir selber Experimente zu machen, und mögen meine Anschauungen von jenen anderer Leute und der Fachmänner auch verschieden sein, so haben sie das Verdienst der subjectiven Wahrheit.

Es wird wohl viele Menschen geben, wenn sie es auch

Digitized by Google

nicht eingestehen wollen, die darüber nachgesonnen, ob es nicht besser sei, das ungewisse Jenseits zu versuchen, wie der „Adept" Halm's sagt: „hier ist der Schlüssel, ich schließe auf," um es mit den gewissen täglichen Plackereien unseres Erdenwallens zu vertauschen. Daß sie ohne großen Kampf zu einem solchen Entschluß gelangt, um dann wieder zurück zu prallen, ist nicht glaublich. Der Augenblick des Todes ist immer etwas Ernstes, wenn er auch nicht immer furchtbar ist; die Vorbereitung selbst ist jedoch das Schlimmste dabei.

Es hängt immerhin sehr viel von der Todesart ab. Die Gefühle eines Sterbenden nach einem langwierigen Leiden, oder an Altersschwäche, müssen ganz verschieden von jenen eines Sterbenden durch gewaltsamen Tod oder schnelle schmerzhafte Krankheit sein. Eben so wird ein Philosoph, ein Gottesfürchtiger sich im Momente seines Todes ganz anders fühlen, als ein Wüstling, ein Geizhals, ein Bösewicht, die sich an das irdische Leben klammern. Daß aber zum Tod Muth gehört und daß dieser manchmal auch Menschen, die man sonst für sehr furchtsam gehalten, innewohnt, zeigt sich im Augenblicke, wo sich der Seele des Sterbenden die Gewißheit seines nahenden Endes einprägt. Somit gehört auch zum Selbstmord Muth.

Ich habe den Selbstmord niemals für Das betrachtet, wofür ihn viele Asketen des Lebens nehmen, für einen Akt der Feigheit. Sie meinen: es fehlte den Selbstmördern an Muth und Seelenstärke mit den Wechselfällen des Schicksals zu trotzen und sie kühn herauszufordern. In diesem Falle wäre ja jeder Bösewicht, welcher zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt, sich lieber dieser unterwirft, als daß er sein Leben durch den Druck seines Fingers endete, ein sehr muthiger Mensch. Die Erfahrung zeigt das Gegentheil.

Digitized by Google

Die Unglücklichen, die zu ewiger Kerkerstrafe verurtheilt werden, nehmen diese Strafe als eine Gnade an, denn sie wird als Mäßigung der Todesstrafe betrachtet, und zwar im Allgemeinen nicht blos von Demjenigen, den sie trifft, sondern auch von den Richtern und Geschwornen, von den Gesetzgebern und überhaupt von allen Menschen. Steht dies so, dann muß auch der Selbstmord eine Handlung sein, die zwar in den meisten Fällen sträflich, am öftesten sogar sehr sündhaft und verbrecherisch ist, doch immerhin als ein Resultat des Muthes betrachtet werden muß. Wenn man über die verschiedenen Stufen des Muthes im Angesichte des Todes nachdenkt, findet man fünf Abstufungen.

Die unterste, diejenige, die am wenigsten Muth erfordert, ist die, dem Tode auf dem Krankenbette entgegen zu sehen. Hierzu gehört am wenigsten Muth: denn erstens ist das Bewußtsein Dessen, daß wir Alle sterblich sind, uns allen so eigen, daß wir sehr selten daran denken und jene Furcht fühlen, wie dies bei gewaltsamen Todesarten geschieht. Die größten Feiglinge ergeben sich ganz ruhig in ihr Schicksal und sterben, ohne jene Angst zu fühlen, wie dies bei gewaltsamem Tode geschieht. Außerdem ist es selten, daß es der Kranke wüßte, er sei in Todesgefahr; im ersten Stadium seiner Krankheit wissen es nicht einmal die Aerzte, die ihn behandeln, im zweiten nur diese, im dritten aber erst die Angehörigen des Todeskranken, er selbst aber, zumeist schon besinnungslos, denkt nicht, fühlt nicht, weiß es also nicht, ob er sterben werde.

Ich habe an den Todtenbetten unzähliger meiner Freunde, nächsten Angehörigen und auch Fremder gestanden, erinnere mich doch nur zweimal einen heftigen Kampf, ein Leiden im Angesichte der Sterbenden wahrgenommen zu haben. Meine Schwester sprach noch ganz ruhig und gefaßt fünf Minuten,

Digitized by Google

ehe sie starb, mein Vater ebenfalls, die eine wie der andere tröfteten mich in meiner Verzweiflung und sagten, sie wüßten, daß sie sterben müßten und es verursache ihnen keine Schmerzen, nur thue es ihnen leid, uns über sie trauern zu sehen. Die Allermeisten aber waren schon ein paar Stunden, ja einige sogar ein paar Tage vor ihrem Hinscheiden bewußtlos.

Außerdem wird durch eine Krankheit, zumal wenn sie langwierig und sehr schmerzhaft ist, die Seele so abgespannt, daß der Gedanke an den Tod seinen bittersten Stachel verliert. In solchen Fällen befand ich mich selber mehrmals und jedesmal war mir der Gedanke an den möglichen Tod mehr eine Erleichterung als sonst ein schmerzliches Gefühl. Ebenso erinnere ich mich einmal eine übergroße Quantität eines narkotischen Mittels genommen zu haben (es war aus indischem Hanf — Hatschisch), ich glaubte, der Schlag müsse mich treffen und ich machte die Phasen des Todeskampfes in der Einbildung durch; ich war nämlich überzeugt, ich müsse sterben und das Gefühl war eher ein wonniges als ein schreckliches. Ein andermal fiel ich in's Wasser und da ich nicht schwimmen konnte, sank ich unter und verlor bald darauf die Besinnung, ehe aber dies geschah, war das gewisse Sausen in den Ohren, der Augenblick vor dem Ohnmächtigwerden wieder ein angenehmer, sogar wollüstiger, ich wurde jedoch aus dem Wasser gerettet.

Mehr Muth gehört schon dazu, einer Schlacht beizuwohnen, denn hier haust der Tod ärger, als im gewöhnlichen normalen Zustande. Es giebt keine so verheerende Seuche, die in so schneller Zeit so viel Menschen dahinraffte, als die Bomben und Granatenkugeln, das Feuer der Geschütze, die Musketen, das Bajonett und der Säbel der Cavalerie. Dennoch denkt kein Soldat daran, daß er sterben

Digitized by Google

müsse, jeder macht bei sich die Ausnahme. Es fallen in einer Armee von hunderttausend Mann fünftausend, dies ist schon eine sehr blutige Schlacht, wer denkt daran, daß er gerade der zwanzigste Mann sein werde? Er kann leicht verwundet, gefangen werden, er kann aus der Schlacht fliehen, er hat mehrere Chancen des Entkommens. Hier ist also die Ungewißheit in eben dem Maaße wirkend, wie bei einem natürlichen Tode die Gewißheit, daß wir am Ende doch Alle sterben müssen. Im ersten Falle weiß man es eben so wenig man würde sterben wie im zweiten. — Auch hierüber kann ich aus Erfahrung sprechen, da ich einen blutigen Feldzug und dabei dreiundzwanzig Schlachten mitgefochten, ein paar leichte Wunden erhalten, mehrmals zur Kanonenbedeckung im heftigsten Geschützfeuer stand, furchtbare Defileen passirte, wobei ich dem Feuer mehrere Stunden ausgesetzt war, Bajonettangriffe, Cavaleriechargen aushielt, ohne daß es mir auch nur ein einziges Mal eingefallen wäre, ich könnte von einer feindlichen Kugel getroffen werden. In Gesellschaft Anderer und in der Aufregung denkt man nicht daran.

Die dritte Stufe des männlichen Muthes ist die im Duelle. Da heißt es schon Mann gegen Mann, vor der Mündung einer Pistole, wobei der Gegner zielt oder gegenüber eines entblößten Schwertes zu stehen. Doch hier giebt uns unsere Geschicklichkeit oder das Mißtrauen, welches wir in jene unseres Gegners setzen, unsere Eigenliebe, die Vorurtheile der Ehre in Duellen, selbst unsere Leidenschaften, unsere Erbitterung den Muth, auch wissen wir, daß es Duelle giebt, wo keinem der Duellanten viel geschah, und die meisten mit dem Leben davon kamen.

Eine bedeutend höhere Stufe des Muthes ist die des zum Tode Verurtheilten. Er ist gefesselt, bewacht, Riegel und Fenstergitter, Ketten an Händen und Füßen machen es ihm

Digitized by Google

unmöglich, dem Tode zu entkommen; die Hoffnung, er würde es doch, bedeutend schwächer, als in den drei anderen Fällen, denn hier ist das Bewußtsein weder durch Hoffnung auf Genesung, noch durch die Ungewißheit, ob man auch getroffen werde, und auch nicht durch jene des Entkommens gemildert, dennoch hofft der Unglückliche bis zum letzten Augenblick und diese Hoffnung hört erst mit dem Dahinscheiden des irdischen Lebens auf.

Wenn sich aber der Mensch entschlossen hat, daß er nicht mehr leben will, daß er mit Allem, was ihn an's Leben bindet, abrechnet, die Pistole ladet, sich die Schlinge um den Hals legt, Gift nimmt, oder sich in einen Abgrund oder in's Wasser stürzt, hierzu gehört Muth und ich habe noch niemals einen Feigling gekannt, der dies gethan hätte, denn hier ist nicht die geringste Hoffnung, noch der Wille des Entkommens.

Ich weiß nicht, ob ich jemals Muth haben würde, mich zu entleiben und ich kenne mich doch so ziemlich, ich war mehrmal todeskrank, habe Schlachten mitgefochten, hatte Duelle, schwebte zuweilen in Gefahr, von meinen Feinden gefangen zu werden, wobei mein Leben gewiß nicht geschont worden wäre, doch entsinne ich mich nur einmal, daß ich, des Lebens überdrüssig, den Vorsatz faßte, es mit dem andern Leben zu versuchen und mir fehlte der Muth dazu. Ich schäme mich nicht, dies einzugestehen, nur mein Mangel an diesem Muth hinderte mich daran.

Es ist also eine Lieblosigkeit, einen Selbstmörder zu verdammen, selbst wenn man ihn als einen wirklichen Felo-de-se, Verbrecher an sich selbst, ansieht, die größte Barbarei aber war die, wo dem Selbstmörder die Gesellschaft anderer ehrlicher Menschen, die gestorben, ohne sich selbst zu entleiben, nach dem Tode versagt wurde. Ein Selbstmörder

Digitized by Google

ist ein beweinenswerther Unglücklicher, in den meisten Fällen schlug ein edles Herz in seinem Busen und ebenso in den meisten Fällen ist die Gesellschaft mittelbar die Ursache seines Todes.

Es ist höchst sonderbar, wie von einer Seite der Selbstmord als eine große Sünde betrachtet wird und wie diese Handlung andererseits in der Weltgeschichte und der Dichtkunst apotheosirt wird. Kein anderes Verbrechen wird so in den Himmel erhoben, ja auch nur entschuldigt, wie der Selbstmord. Man zeige mir ein Drama, ein episches Gedicht, einen Roman oder sonst ein anderes Buch, welches von erlaubten und unerlaubten Handlungen der Menschen handelt, in welchen dem Ehebruch, dem Wüstlingsleben, dem Spiele, dem Betrug, der Fälschung, dem Diebstahl, dem Morde, der Brandstiftung u. s. w. das Wort geredet wäre, wie dies bei Selbstmorden geschieht. Werden nicht Geschichten erfunden, welche den Selbstmord als eine große, erhabene Handlung darstellen? Wie viele Thränen haben Goethe's Ottilie (in den Wahlverwandtschaften) und Werther, wie viele Edgar Ravenswood in Lucia di Lammermoor und viele andere Selbstmörder herausgepreßt? Ist es je einem Menschen eingefallen, diese Personen als Verbrecher an sich selbst zu verdammen? Gewiß nicht. Somit geräth die allgemeine Meinung, die Volksstimme, mit der Meinung der positiven Gesetze in einen Conflict, und darf man da nicht sagen, die Volksstimme sei Gottes Stimme?

Jedenfalls bleibt der Selbstmord eine unerlaubte Handlung, wenn sie auch nicht so entehrend ist wie andere Sünden, und die Aufgabe der Gesellschaft ist, den Selbstmord, mag dieser als ein Verbrechen an sich selber, oder als eines gegen die Gesellschaft, oder aber endlich als ein Unglück betrachtet werden, welches den Betreffenden, seine Angehörigen und

Digitized by Google

auch die Gesellschaft betrifft, zu verhindern, nicht aber durch solche Mittel, wie dies bis jetzt geschehen ist, indem den Selbstmördern eine christliche Ruhestätte versagt wird (dies geschieht zwar nur noch in katholischen Ländern, ja auch dort nur selten), und wodurch die Familie eigentlich bestraft wird, nicht aber der Selbstmörder selber, der schon über alle Strafen hinaus ist, sondern dadurch, daß die Ursachen des Selbstmordes aufgehoben oder wenigstens auf ein solches Minimum herunter gebracht werden, daß die Nothwendigkeit einer solchen Handlung nicht die unmittelbare Folge des Zustandes sei, welche den Selbstmörder zwingt, dieselbe zu begehen.

Als Ursache zum Selbstmorde muß jedenfalls der mangelhafte gesellschaftliche Zustand betrachtet werden. Wir hören beinahe niemals davon, daß Menschen von geringer Civilisation, z. B. die Wilden Afrikas, Amerikas und Australiens, Hand an sich selber legten, noch auch, daß dies in Ländern der Fall sei, wo die Civilisation nach unseren Begriffen auf einer sehr niedrigen Stufe steht, wie unter den Moslims, namentlich unter den Drusen und Arabern, obschon dort Selbstmord nicht als ein Verbrechen oder Sünde betrachtet wird. Es wird eben so gehalten, wie bei den Athenienſern der Elternmord. Die Gesetzgeber hatten es nicht nothwendig gefunden, ein solches Verbrechen auch nur zu erwähnen, weil sie es für unmöglich gehalten. Sobald sich aber eine civilisirte Nation mit einer bis dahin uncivilisirten in Berührung brachte, kamen auch bei der letzteren Selbstmordfälle vor, namentlich unter den Peruanern zu Zeiten Pizarro's und Balboa's und unter den Negern in den Pflanzungen der Weißen, wo die Selbstmordepidemie manchmal verheerender wüthete, als die ärgste Pest. Die unglücklichen Selbstmörder hielten den Tod für ein viel geringeres Uebel,

Digitized by Google

als das Leben unter der Zucht der grausamen Spanier und anderer Eroberer. Der Tod rettete sie vor Martern.

Als Haupturſachen des Selbſtmordes ſtehen hauptſächlich fünf da und zwar:

Erſtens, zufolge phyſiſcher Krankheit, Wahnſinn, Hypochondrie, Melancholie, Monomanie, Einbildung, Aberglauben u. ſ. w.

Zweitens: Aus Armuth.

Drittens: Aus Lebensüberdruß und Blaſirtheit.

Viertens: Aus Liebesgram.

Fünftens: Aus Ehrgefühl.

Außer dem erſten Fall, wiewohl auch bei demſelben der gegenwärtige ſociale Zuſtand ſehr viel zur Entfaltung desſelben beiträgt, baſiren die übrigen blos nur in den mit der Civiliſation hergebrachten Uebeln.

Wie ich ſo eben behauptete, ſo werden wir ſogar die Fälle aus der erſten Urſache mittelbar auf den geſellſchaftlichen Zuſtand zurückleiten können, z. B. Wahnſinn, Monomanie, Einbildung, Vorurtheile und Aberglaube werden durch die geſellſchaftlichen Zuſtände verurſacht und nur ſehr ſelten wird Wahnſinn zufolge organiſcher Schwächung eintreten, wenn es aber der Fall iſt, wird ein ſolcher Wahnſinn nicht zu Selbſtmord führen, ſondern zu Stumpfſinn werden.

Wenn man die ſtatiſtiſchen Tabellen zur Hand nimmt, zeigt es ſich, daß Wahnſinn zufolge einer Gehirnerſchütterung, Typhus cerebralis, Gehirnentzündung u. ſ. w. ſich zu den Wahnſinnsfällen zufolge pſychiſcher Erſchütterungen und Seelenleiden verhält wie $1 : 7^{6}/_{10}$. Dies weiſen die ſtatiſtiſchen Tabellen der größten Hoſpitäler Europas, namentlich des Bedlam Hoſpitals in London, der Salpêtrière und Hôtel Dieu in Paris und des Wiener Irrenhauſes, aus, dies iſt die diametrale Berechnung.

Digitized by Google

Daß die Armuth und ihre Folgen, Wahnsinn und Selbstmord, ebenfalls in dem mangelhaften Zustand der Gegenwart fußen, wird wohl Niemand in Abrede stellen; dies zeigt sich auch sonst in der Vermehrung des Proletariats, in der Ueberfüllung der Armenanstalten, Findelhäuser, in den täglich zunehmenden Diebstählen, Schwindeleien und Raubmorden.

Der Lebensüberdruß und die Blasirtheit stammen aus der Verwöhntheit, aus Luxus und übermäßigem Genuß, gleichfalls Folgen unserer gegenwärtigen Zustände.

Man wird mir sagen, ich eifere gegen die Civilisation. Durchaus nicht. Ich betrachte aber unsere gegenwärtigen Zustände, wie ein Feldherr auf einer Anhöhe seine Armee betrachtet: wenn er sieht, das Centrum sei zu sehr vorgerückt, muß er auch die Flügel nachrücken lassen, sonst läuft er Gefahr, daß dieselben vom Hauptcorps abgeschnitten werden. Legen wir unsere Hände auf unsere Herzen und gestehen wir ein, daß wir in mancher Beziehung mit einigen unserer Ideen zu weit vorgerückt sind, während die beiden Flügel weit zurück geblieben. Welche sind diese Flügel, wird man fragen? Das Erziehungswesen und das Rechtsverfahren. In diesen beiden stehen wir noch ziemlich dort, wo wir vor einem Jahrhundert gestanden, während unsere socialen und publicistischen Fragen überflügelnd vorgedrungen. Will ich diese letzteren aufhalten, zum Stillstehen bringen? Nein, doch die Flügel, diese schwerfälligen Basiliskhäute mit Adlerfittigen vertauscht sehen.

Ich halte keinen meiner Leser für so befangen, daß ich von ihm dächte, er sähe es nicht, wie auch Selbstmord aus Liebesgram, Blasirtheit und Ehrgefühl mittelbar aus unsern gegenwärtigen Zuständen herzuleiten sind. Man wird mir hierauf antworten, daß es schon in Urzeiten verschmähte Lieb-

Digitized by Google

haber gegeben, die sich deshalb entleibten. Allerdings, doch auch schon zu Zeiten Piramus' und Thisbe's gab es Civilisation, Elternmacht, heimliche unglückliche Liebe. Leander mußte den Hellespont durchschwimmen, um seine Hero zu sehen. Kotzebue in seinem Drama die „Sonnenjungfrauen" weist uns ein ähnliches Beispiel in Cora, und bei den Türken kommen überall und sehr oft solche Fälle vor. Ist es aber nicht die Aufgabe unseres Jahrhunderts, diese Pygmäencivilisationen zu überflügeln? Hat sich unser Jahrhundert nicht in Millionen anderen Fällen dahin erklärt, der Pflichtstaat habe sich in einen Rechtsstaat umgewandelt, die individuelle Freiheit der Menschen sei gesichert und heilig, die Macht der Beschränker sei selber beschränkt geworden? Ist es aber wirklich so? Ich sehe es nicht, und die Selbstmordlisten zeigen es am meisten, daß es nicht ist. Pauline A— liebt Joseph B—, die Eltern weigern sich, ihre Einwilligung zu ihrer Vereinigung zu geben und Pauline stürzt in die Elster oder vergiftet sich mit Cyankali, Joseph aber jagt sich eine Kugel durch den Kopf.

Ich lese gewöhnlich den Lindenauer Dorfanzeiger und finde jede Woche in der Unglückschronik von Leipzig und Berlin, die anderen Ortschaften nicht gerechnet, mindestens fünf, sechs auch zehn Selbstmordfälle mit Angabe der vermeintlichen Ursache. Wie viele andere kommen noch vor, die gar nicht verzeichnet werden. Nehmen wir für Leipzig durchschnittlich 100 Selbstmorde auf 90,000 Seelen, in diesem Falle müßten in London jährlich 3500 Selbstmorde vorkommen, was nicht der Fall ist, und es galt ehemals, daß Selbstmorde nirgends so häufig vorkamen wie in England. Ich irre nicht, wenn ich behaupte, daß gegenwärtig die meisten Selbstmorde in Deutschland und Oesterreich vorkommen. Woher rührt dies? Meiner Meinung nach daher, weil die

Digitized by Google

beiden Flügel, das Erziehungs- und Rechtswesen, hinter dem Centrum geblieben sind.

Ein anderer Umstand, der dieses Zurückbleiben fördert, ist der, daß die belletristische Literatur anstatt die Mängel hervorzuheben, dieselben vertuscht, nicht so wie in England und Frankreich. Lesen wir Dickens', Bulwer's, Collin's Romane, wie werden in diesen die zopfigen Institutionen des Landes angegriffen, mit welcher Erbitterung wird das mangelhafte Erziehungs-, Rechts- und Bureauwesen gerüttelt; die Gesetzgeber nehmen sich dies zu Herzen und es wird in einem fort reformirt. Man denke ja nicht, derjenige Schriftsteller, der die Mängel eines Landes, die üblen Gewohnheiten eines Volkes angreift, sie sathrisirt, sei ein Feind dieses Landes und Volkes. Mit nichten. Voltaire und Rousseau und die Encyclopädisten haben Frankreich, Aretin Italien, Cervantes Spanien, die englischen Schriftsteller aller Zeiten Britannien, Széchenyi Ungarn, Börne und Wieland Deutschland tausendmal mehr genützt, als es Lobhudler gethan hätten.

So viel mir bekannt ist, sind die statistischen Tabellen über Verbrechen, Selbstmorde und Unglücksfälle erst in neuerer Zeit aufgekommen und somit ist es unmöglich, eine Parallele zwischen den Selbstmordfällen jetzt und vor einem Jahrhundert zu ziehen, doch schon auch diese, die wir besitzen, zeigen ihre ungeheuere Vermehrung. Wo giebt es einen Vater, eine Mutter, einen Bruder oder eine Schwester, ein Kind, einen Gatten, eine Gattin, einen Freund und Bekannten, der diese Tabellen zur Hand nimmt und nicht bei sich dächte: „Wie wird es sein? Weiß ich, ob nicht heute oder morgen ich auch in dieser Liste einen meiner Angehörigen finden werde?" Ob ihn nicht ein Schauder ergreift, die seinem Herzen am nächsten stehenden Personen ebenso verlieren zu können, und muß er da nicht auf die Gesetz-

Digitized by Google

gen vorangehen muß. Steht dieser Grundsatz, dann muß auch das stehen, daß für Armen-, Kranken-, Waisen-, Irren-, Taubstummen- und andere Wohlthätigkeitsanstalten eher alles Geld erschöpft werden muß, ehe man an Lustbarkeiten, Verschönerungen u. s. w. denken darf. Humanität vor dem Genuß! Daß hierbei die Kunst vielleicht leiden wird, ist wohl möglich, doch hat es ja nicht einmal bei den Römern geheißen: Circenses et panem, sondern panem et circenses, folglich eher für die Armuth gesorgt, dann für Unterhaltung.

Es ist meine innigste Ueberzeugung, daß die hier von mir ausgesprochene Theorie eine allgemeine ist, wenigstens wird es keinen Menschen geben, der herzlos genug wäre zu sagen: „Was kümmern mich die armen Leute, sie sollen für sich sorgen, wie sie können; ich kann mit meinem Gelde machen, was ich will, demnach gebe ich lieber einen Thaler für einen Logensitz als einen Pfennig für die Armenbüchse," es wird aber tausende geben, die so cynisch denken und so handeln.

Eine große Warnung liegt in Wilkie Collins folgenden Worten *):

„Hier sieht man das prahlerische Selbstlob des gegenwärtigen Fortschritts, der die Sitten so verändert, die Menschen aber gelassen, wie sie gewesen, mit dem schreienden Widerspruch, der diese Behauptungen eitel erscheinen läßt. Hier, wo während des Prassens des nationalen Wohlstandes, gleich einem Belzazer beim Anblick des erborgten Glanzes, erscheint auch die Schrift an der Wand, die den Monarchen — Geld — warnt, daß sein Ruhm gewogen und seine Macht zu leicht befunden worden. So ist das Symbol dieses Widerspruches der ekelhafte Londoner Gauner an der Straßenecke

*) No Name, third Scene, Chapter I.

Digitized by Google

vor der Schnapsbude, als öffentliche Schandsäule des Landes, die unbeachtete Warnung jener socialen Verwirrungen, die unserer harren."

Man möge mich nicht beschuldigen, die Sprache, die ich führe, sei die eines Revolutionärs, im Gegentheil, sie ist die eines Menschen, der eine Revolution fürchtet und eben deshalb warnt, damit es nicht dazu komme, denn die fürchterlichste Revolution müßte die der Hungrigen gegen die Gesättigten sein; es wäre ein beweinenswerther Rückschritt, der der Welt bewiese, daß nicht das Recht der Vernunft, sondern der rohen Kraft vorherrschend sei.

Ehe ich weiter über den Selbstmord selbst spreche, ist es nothwendig, noch eine Weile über die Unzulänglichkeit der Gesetze etwas zu sagen. Eben dieser Unzulänglichkeit hat man es zu verdanken, daß man sich trotz aller Bemühungen nicht aus dem Vorurtheile des Mittelalters herausarbeiten vermocht. Namentlich sind die Gesetze, durch welche das Eigenthum und die Ehre geschützt werden sollten, ziemlich mangelhaft, auch giebt es einige Rechtsbegriffe, die gegen die Gesetze der Logik, mithin des Naturrechts verstoßen. Es ist eine Confusion, eine derartige Ideenverwirrung, solche Lücken, so unpraktische Maßregeln ohne Berücksichtigung der Gefühle der Bürger in allen Gesetzbüchern zu finden, daß man sich wundern muß, wie die Welt bestehen könne, daß diesen Mängeln nicht abgeholfen wird. Erstens, giebt es keine vollkommen gerechte Abstufung in den Strafen, am seltensten wird die verderbliche Absicht so streng geahndet, wie die Handlung selbst in ihren schlimmen Folgen. Zuweilen wird ein geschickter und routinirter Böswicht in der schlechtesten Absicht, um jemand zu Grunde zu richten, eine That begehen, die entweder gar nicht oder nur leicht geahndet wird, während seine Opfer zu Grunde gehen. Derartige Fälle

Digitized by Google

kommen täglich vor und sehr oft stehen sie als unmittelbare Ursachen verübter Selbstmorde da. Ein hingeworfenes Wort, eine leichthin ausgesprochene, zuweilen nur zweideutige Verleumdung oder Verdächtigung genügt oft, um einen Menschen namenlos unglücklich zu machen, z. B. bei Ehen, wo der Gatte von Natur aus geneigt zur Eifersucht ist, wird eine sarkastische Bemerkung, ein Wortspiel von Seiten eines Zwischenträgers genügen, um sie für immer zu einer unglücklichen zu machen. Kann die angegriffene Person den Verdächtiger, den Intriguant vor dem Gerichte belangen? Nein, man würde sie auslachen. Das Gesetz spricht sich pedantisch darüber aus, welche Ausdrücke als ehrenrührig betrachtet werden können. Ein vorsichtiger, boshafter Intriguant braucht es nicht, Jemanden gerade ins Gesicht einen Betrüger oder Schurken zu nennen, und ihn doch so beleidigen, als wenn er's gethan hätte, da aber die Gesetze und Richter die Beleidigung nicht sehen oder nicht sehen wollen, was thut der Gekränkte? Er fordert den Beleidiger zum Duell und kann noch obendrein erschossen, seine Familie hierdurch der einzigen Stütze beraubt werden. „Die Leute brauchen aber auch nicht gar so empfindsam zu sein," wird man sagen; wollte Gott, sie wären es noch mehr, denn dies zeigte von Ehrgefühl und Zartsinn.

Die Gesetzgeber übertreiben ihre Nichtbeachtung der menschlichen Gefühle so weit, daß sie auf gewisse für das Lebensglück eines Menschen gefährliche und verderbliche Handlungen eine so geringe und noch dazu eine Geldstrafe setzen, die die Menschen nur noch mehr zum Begehen ähnlicher Vergehen reizt, ja, es kommt sogar vor, daß eine Handlung von bei Weitem weniger gefährlicher Tragweite viel schwerer geahndet wird, als ein wirkliches Verbrechen mit allen seinen bösen

Digitized by Google

Folgen. Ich führe hier nur zwei solche Fälle an, beide in London geschehen:

Ein junger Franzose kommt etwas benebelt nach Hause, begegnet dem Hausfräulein auf dem ersten Treppenabsatz und raubt ihr mit Gewalt einen Kuß, dafür wird er angeklagt und zu sechsmonatlicher Zuchthausstrafe auf die Tretmühle geschickt. Die junge Dame machte sich nicht viel daraus in eigener Person als Klägerin vor dem Polizeigericht zu erscheinen.

Ein anderer Engländer verführt ein Mädchen, sie wird zur Mutter, wird deshalb von ihren Eltern verstoßen, findet keine Unterkunft und wendet sich um Unterstützung an ihren Verführer, er will nichts davon hören und weist ihr die Thür. Eine Freundin räth ihr eine Klage gegen ihn zu zu erheben, sie thut es und er wird verurtheilt ihr zum Unterhalt ihres und zugleich seines Kindes wöchentlich eine halbe Krone (25 Ngr.) zu zahlen; davon soll sie und ihr Kind leben. Natürlich stürzt sie sich lieber sammt ihrem Kinde in die Themse. Der Verführer aber bleibt ungestraft.

Sind dies nicht absurde Gesetze?

Nein, sagen die Juristen, denn die Zweite ließ sich verführen, während die Erstere sich schon gegen einen Kuß empörte. Also das Mädchen, welches ihr Herz, ihre Ehre einem Manne opferte, ist dafür seine Mitschuldige? Giebt es ein so schamloses Mädchen, welches sich einem Manne selbst anböte, dies wird eine Straßenhetäre thun, nicht aber ein junges Mädchen, die die Erstlinge ihrer Liebe dem Verführer schenkt. Ihre Liebe, ihre Hingebung, ihr Vertrauen werden doppelt bestraft, durch die Schande, die ihr aufgebürdet wird und dadurch, daß sie außer sich noch ein Wesen ernähren muß.

Ist es nicht ähnlich in Eigenthumsfällen? Bis auf die neuesten Zeiten wurde gewöhnlicher Diebstahl viel härter

Digitized by Google

bestraft als Vertrauensmißbrauch, wodoch logisch das letztere ein viel größeres Vergehen ist.

Diese Unzulänglichkeit der Gesetze, das kostspielige Proceßführen, die Winkelzüge der Advokaten, haben den größten Theil der Bürger dazu veranlaßt, ihre Rechte ja nicht vor den Richtern geltend machen zu wollen, wenn sie's irgend thun können, sondern lieber das Schlimmere zu versuchen und sich selber Genugthuung zu verschaffen, daher die Prügeleien unter Nachbarn, daher die Duelle und andere endlose Selstvertheidigungsmittel. Bei gut organisirten Gesetzen sollte es niemals möglich sein, daß sich jemand selber Genugthuung verschaffte oder es nur wünschte.

Wie kommt es aber, daß die Gesetze diesen Mängeln nicht abgeholfen? Dies gründet sich wieder in der Erziehung der Menschen, sie gewöhnen sich so schwer an etwas Neues, wie gewisse Leute lieber ihren alten schäbigen Rock tragen als einen neuen, sie finden sich nicht so wohl darin, der alte schmierige Rock hält sie so gut warm. Aber das Erziehungssystem ist doch auch eine Emanation der Gesetzgebung, diese hat es regulirt und anbefohlen, wie es sein soll. Allerdings, die Gesetzgebung ist schuld an dem mangelhaften Erziehungssystem, die Erziehung hingegen hat es verursacht, daß die Voraussicht der Gesetzgeber eine so begrenzte ist. Ein Uebel wurzelt in dem andern, so wie in der Trägheit des Denkens und Handelns; auch müßten gewisse persönliche Interessen dabei angegriffen werden und gegen solches Ansinnen wehrt sich die Gesammtmacht, die Aristokratie der Geburt, des Geldes, der Bureaux, der Kasernen, der Kirchen und ihr Anhang, zu welchem leider auch der größte Theil der Wortführer im Druck, nämlich die Schriftsteller gehören. Einige werden gewonnen, um dem bösen Princip rabulistisch das Wort zu führen.

Digitized by Google

Wenn nun Einzelne sehen, wie sie auf keine Gerechtigkeit zählen dürfen, und sie dieses ekligen Treibens satt sind, müssen sie wohl, verzweifelnd über den Stand der Dinge, im Jenseits etwas Besseres suchen. Sie würden es vielleicht nicht thun, wenn sie als Materialisten erzogen worden wären, dann würden sie vielleicht so viel von diesem Leben genießen wollen, als es ihnen möglich, doch sie haben von Kindesbeinen an von einer anderen, besseren Welt gehört, folglich werden sie eben durch die Glaubenslehren dazu bestimmt, sich dieser Welt zu entziehen, um es mit einer anderen zu verursachen; ein wenig Sophistik hilft ihnen noch dazu und da sie keinen anderen Ausweg finden, greifen sie darnach.

Eben die Vorurtheile und der Aberglaube, die sie von frühester Jugend, bis ins späteste Alter gleich zwei Schatten überall durch das Leben begleiten, reizen sie ebenfalls zum Selbstmord. Ganz falsch aufgefaßte Begriffe von Ehre, wenn sie diese bedroht sehen, wirken ebenfalls dazu bei, um sich den Tod zu geben. „Ehre ist das höchste Gut" so denken sie, „ohne Ehre kein Leben, also zur Pistole gegriffen." — „Schlimmer kann's doch nicht in der anderen Welt sein wie hier," spricht der arme andächtige Dulder und endet sein Leben mit einem Sprung in den Abgrund. „Keine Wonne, doch auch keine Schmerzen, die letzteren sind bitterer als die ersteren süß," ruft der Ungläubige und ein paar Tropfen Blausäure verhelfen ihm dazu, daß er weder Wonne noch Schmerz mehr fühlt.

Sehr selten bedauert man den Todten seines Todes wegen, sondern blos seiner ausgestandenen Leiden halber, doch um so mehr seine Angehörigen. Der Todte hat es überstanden, die Lebenden müssen noch daran. Eben diesen zu Lieb' habe ich mein Buch geschrieben, wenn es nur einem Gesetzgeber in die Hände geriethe, um es in der gesetzgeben-

Digitized by Google

den Versammlung zur Sprache zu bringen, wie diesem großen Uebel gesteuert werden könne, wenn nur eine geschicktere Feder als die meinige ist, es unternähme, diese Frage noch weiter in Anregung zu bringen und anstatt den Selbstmord zu apotheosiren, wie es bis jetzt vielfach geschehen, ein Mittel fände, wodurch derselbe verhindert würde, damit für die Zukunft nicht so viel Thränenschleußen geöffnet werden, die solche fürchterliche Fälle hervorgerufen, dann ist mein Zweck erreicht und ich kann sagen: ‚nec oleum, nec operam perdidi.‘

Wie ich vorhin erwähnt, habe ich mich dem Studium der Antropologie und Psychologie seit frühestem Knabenalter gewidmet, ich habe den Menschen in allen seinen Lagen studirt und der Wissenschaft zu lieb' bin ich selbst nicht vor Versuchen an mir selbst zurückgeschaudert, so riskirt dieselben auch manchmal sein mochten. Gleichwie der ältere Dumas von seinem George, den Mulatten, erzählt, er habe blos deshalb ein Pistolenduell gesucht, um sich zu stählen und zu sehen, wie er die Probe bestände. Nebenbei habe ich über diese Gegenstände mit Fachmännern von anerkanntem Talente und tiefer wissenschaftlicher Bildung gesprochen und habe Fälle studirt, über welche Andere leicht hinweggegangen, so daß ich darüber im Stande bin zu schreiben.

In diesem Buche will ich nicht solche Fälle anführen, die schon durch die Weltgeschichte bekannt geworden, wiewohl ich hier in der Einleitung derselben erwähnen werde, sondern solche, die Wenigen bekannt sind und die dennoch wegen der Verschiedenheit der Beweggründe, die die Betreffenden zum Selbstmord veranlaßt, manches Interessante bieten werden. Auch kann ich nicht umhin, daß hier in meiner Sammlung einige Fälle vorkommen, wo es niemals ans Tageslicht ge-

Digitized by Google

kommen, ob nicht ein Meuchelmord anstatt eines Selbstmordes stattgefunden. Gleichwie ich in einem meiner Bücher gesagt, wie Irrenanstalten und Gräber so manche düstere Geheimnisse und Verbrechen bergen, so mag es auch bei manchen der von mir zu erzählenden Fälle gewesen sein und ich werde es meinen Lesern überlassen, eine Schlußfolgerung zu ziehen, ob sie nicht hinter einem oder dem anderen Selbstmorde vielleicht einen Meuchelmord erblicken werden.

Es ist natürlich, daß ich in meinen Erzählungen, der betreffenden Familien halber, die Namen der Selbstmörder, so wie auch der Plätze, wo sich die Thaten ereignet, blos mit Anfangsbuchstaben angeben werde; sie sind darum doch wahr, und die meisten Personen, denen die Umstände bekannt, werden es leicht erkennen, wer unter diesem oder jenem Buchstaben gemeint sei.

Sehr oft ist der Selbstmord zufolge der einstürmenden Umstände unausweichbar gewesen und mochten auch die Laster, die den Selbstmörder gezwungen, gewaltsam Hand an sich zu legen, noch so groß gewesen sein, die Veranlassung zu dem Selbstmorde zeigte doch immer, daß in dem Selbstmörder ein edler Kern innegewohnt und oberhand über seinen schlimmeren Genius gewonnen, sowie überhaupt auch die Weltgeschichte dahin weist, daß Selbstmörder an und für sich edle Menschen gewesen. (Mit gewissen Ausnahmsfällen, wo der Selbstmord nichts anderes war, als eine Hinterthür, um der zeitlichen Strafe und einem schmählichen Tod durch Henkershand zu entkommen.)

Ich will nun einige dieser historisch berühmten Selbstmordfälle anführen und sie werden das, was ich bis jetzt über diesen Gegenstand gesagt, bestätigen.

Saul, König von Juda, entleibte sich nach der letzten verlornen Schlacht gegen seinen Nachfolger und Nebenbuhler

Digitized by Google

David. Es blieb ihm nichts anderes zu thun übrig, denn wenn, wie er sich dachte, David ihm Maß für Maß zahlen wollte, dann wäre entweder sein Tod oder eine solche Demüthigung die Folge des Triumphs seines Gegners gewesen, die noch viel bitterer sein konnte als selbst der Tod.

Die großen Römer Brutus und Cassius, die ein Geschichtsschreiber ‚ultimi Romanorum' nennt, rannten in ihre Schwerter lieber, als daß sie sich ihren übermüthigen Gegnern unterworfen hätten, um von ihnen in Triumph durch Rom geführt und am Ende doch hingerichtet zu werden.

Lucretia, die Gattin Collatin's, entleibte sich, weil sie ihre Unehre nicht tragen konnte. Aus ihrem vergossenen Blute entsproß die Freiheit und die nachmalige Größe Roms.

Ein ähnliches Beispiel finden wir in Caba, der Gattin des Spaniers Otto; infolge dieses Selbstmordes wurde der gothische König verjagt und die Mauren als Hilfsvölker nach Spanien gebracht.

M. Antonius und seine Geliebte, die Königin von Aegypten, Cleopatra, entleibten sich, um nicht von Octavian in Triumph nach Rom geschleppt zu werden.

Der berühmte Cato durchstach sein Herz, als Julius Cäsar die Obergewalt in Rom an sich riß. Als echter Republikaner wollte er dem Autokraten nicht huldigen.

Cato's Tochter, Portia, Brutus' Gattin, verschlang eine glühende Kohle, um zu zeigen, daß sie ihr Schweigen mit dem Tode zu besiegeln bereit sei.

M. Curtius stürzte sich in den Abgrund, um sein Vaterland von einer Pest zu bewahren. Er war ein Opfer pfäffischen Aberglaubens.

Poetus und Aria ermordeten sich, um von Octavian nicht hingerichtet zu werden. Ein seltenes Beispiel weiblicher Großherzigkeit liefert uns Aria, die ihrem zaudernden

Digitized by Google

Gatten den blutigen Dolch mit dem Worte reicht: „Poete non dolet!“ (Poetus, es schmerzt nicht.)

Der König der Hunnen, Attila, ließ sich einen Scheiterhaufen von Pferdesätteln aufthürmen nach der verlornen Schlacht bei Chalons sur Marne und dieser würde angezündet worden sein, wenn es Aët eingefallen wäre, die Hunnen zu verfolgen, doch waren auch seine Truppen zu stark hergenommen und decimirt, als daß er dies gewagt hätte.

Bajezeth, der Sultan der Türken, den der Sieger Tataren Chan Timur-Lenk in einem Käfig herumschleppte und stets auf seinen Rücken stieg, um sich in den Sattel zu schwingen, endete sein Leben dadurch, daß er seinen Schädel an den Stäben des Käfigs zerschellte.

Der achte der Cäsaren, Otho, erstach sich in seinem Bette, als er hörte, daß Vitellius und Flavius Vespasianus zu Gegenkaisern gewählt worden waren. Die Römer waren zu jener Zeit bereits so sehr demoralisirt, daß er sich nicht auf sie verlassen durfte, und die Beispiele seiner Vorgänger, Tiberius, Caligula, Nero und Galba, zeigten ihm, was er zu erwarten habe.

Diese Fälle aus der älteren Geschichte beweisen zur Genüge, wie der Selbstmord eine Handlung großherziger Menschen gewesen, übrigens gab es auch Beispiele, welche zeigen, daß Verzweiflung zu solchen Handlungen die Menschen bewog, wie namentlich jenes des entnervten Königs Sardanapal, der sich sammt allen seinen Weibern in seinem Palaste verbrannte. Nero, der sich erst erstach, als er die herannahenden Lictoren erblickte, die ausgesandt wurden, um sich seiner Person zu bemächtigen.

Ein großartiges Beispiel dessen, wie sich ein Mensch für die Wissenschaft, wenn sie noch so trügerisch sei, fanatisiren ließ, liefert uns der berühmte Astrolog Hieronymus Cardanus,

Digitized by Google

der sich selber das Horoscop stellte und um die Wissenschaft nicht Lügen zu strafen, sich vier Tage vor demjenigen, den er sich zum Tod bestimmt hatte, jeder Speise und Trankes enthielt und so Hungers starb.

Wenn man es streng nimmt, so können auch mit eben dem Rechte, wie M. Curtius, alle jene Männer, die den Tod aufsuchten, mithin auch die Märtyrer, beinahe wie Selbstmörder angesehen werden, zumal als ihnen die Wahl freigestellt wurde, die Lehren, die sie predigten, zurückzunehmen oder zu sterben. Es sind auch solche Helden, wie Beaurepaire, Zrinyi, Decius Mus und Leonidas, eigentlich Selbstmörder, die Welt classificirt sie jedoch nicht als solche und somit will ich auch sie nicht unter diese reihen, sogar Kimon nicht, der sich im Areopag erstach, da er das Gesetz verletzte, welches er selber gegeben.

Die Selbstmordfälle in der neueren Geschichte mehren sich so sehr, daß es unmöglich wäre, auch nur die hervorragendsten zu geben, deshalb beschränke ich mich nur auf die wenigen, die hier folgen:

Der Girondist Gensonne, sammt seinen 21 Meinungsgenossen, vor das Revolutionstribunal gebracht, erstach sich, um dem Tod durch die Guillotine zu entkommen, er war jedenfalls ein bei Weitem schwächerer Geist als —

Grangeneuve, welcher, um das Königthum recht verhaßt zu machen, sich mit Chabot verabredete, einer solle dem andern im Garten der Tuilerien erstechen, damit der Verdacht des Mordes Marie Antoinette's Clique treffe. Sie loosten darüber, wer erstochen werden und wer der Mörder sein solle. Grangeneuve sollte der erstere sein. Er fand sich am bestimmten Abende im Tuileriengarten ein, doch seinem Freunde Chabot sank der Muth und er kam nicht zum Stelldichein *).

*) Siehe Lamartine's L'Histoire de Girondins.

Digitized by Google

Ob Robespierre dadurch, daß er im Augenblicke, als er von den Thermidoristen gefangen genommen wurde und sich mit dem Ausrufe: „Frei bin ich geboren, frei will ich sterben," die Kinnlade durch einen Schuß zerschmetterte, zu einem Feigling herabsinkt oder ob er muthig gewesen sei, will ich nicht entscheiden, diejenigen — namentlich Lamartine, die in Gensonne, der sich erstochen, um nicht guillotinirt zu werden, einen Helden erblicken, müssen wohl auch Robespierre in dieselbe Categorie stellen.

Die allerneuesten Fälle (außer denjenigen, die ich weiter unten einzeln behandeln werde) sind schon im Bereich meiner eigenen Erfahrung vorgekommen und von dreien sind zwei sehr mysteriös.

Der erste Fall ist blos ein Selbstmordversuch, der des Grafen Ludwig Batthyány, ehemaligen Premierminister von Ungarn, der von Haynau unter ein Kriegsgericht gestellt, von demselben zum Tod durch den Strang verurtheilt wurde. Seiner Gattin, der Gräfin Antonie, geborene Gräfin Zichy, gelang es am Vorabend seiner stattzufindenden Hinrichtung, ihrem Gatten ein kleines Federmesser zuzustecken, um ihn vor dem schimpflichen Tode durch Henkershand zu retten. Während der Nacht versuchte es der Graf, sich den Hals damit durchzuschneiden, fiel jedoch bei der Operation in Ohnmacht und man fand ihn so; dies veranlaßte den exequirenden Officier dazu, daß er den Grafen, anstatt ihn hängen zu lassen, todtschießen ließ, weil es die größte Barbarei gewesen wäre, den schwer Verwundeten dadurch zu martern, daß man ihm den Strang um den wunden Hals legte. Haynau soll darüber wüthend gewesen sein, daß der Graf nicht gehenkt wurde.

Am 6. April 1860 fand man den Grafen Stephan Széchenyi, welcher elf Jahre lang in der Privatirrenanstalt

Digitized by Google

des Dr. Jörgens zu Döbling als Recouvalescent behandelt wurde, todt auf seinem Zimmer, er war erschossen und die allgemeine Annahme war, daß er sich selber entleibt. Daß dieser große Mann nicht irrsinnig gewesen sein konnte, beweisen einige nach seinem Tod vorgefundene Aufsätze von seiner Hand, die er während seines Aufenthalts in dieser Irrenanstalt geschrieben, auch erhielt er von vielen Seiten her Besuche und alle, die ihn gesehen und gesprochen, behaupten, er sei vollkommen bei Verstand gewesen. In diesen Zeitabschnitt fällt jedoch der Anfang der großen politischen Bewegung in Ungarn und der Graf stand bei der Wiener Polizei in Verdacht, als stände er mit den im Auslande weilenden Revolutionären aus Ungarn im Briefwechsel und es fand auch eine Haussuchung bei ihm statt, dies soll ihn so angegriffen haben, daß er sich aus Furcht, er könnte eben so hingerichtet werden, wie Ludwig Batthyány, erschossen habe. Sehr wenige glauben es aber, man vermuthet vielmehr, daß er von einem gedungenen Meuchelmörder erschossen worden sei.

Dreizehn Monate später, also am 6. Mai 1861, fand man den Führer der Beschlußpartei, den Grafen Ladislaus Teleky, erschossen auf seinem Zimmer. Auch dieser Todesfall ist ein sehr mysteriöser und noch immer ungewiß, ob er sich selbst entleibt oder von Jemand erschossen worden sei. Viele Umstände weisen auf die Wahrscheinlichkeit der letzteren Annahme hin; denn es geschah eben am Vorabende des Tages, an welchem er eine Rede halten wollte, welche auch vollkommen fertig auf seinem Schreibtische gefunden wurde, ferner paßte die Kugel nicht in die Mündung der Pistole, die man am Boden an seiner Seite fand, endlich aber lag er am Rücken, wo doch ein Mensch, der sich in's Herz schießt, auf's Gesicht fällt. Viele meinen, er sei

Digitized by Google

vom Feldmarschall-Lieutenant Benedek zum Duell gefordert worden, und es sei ein amerikanisches Duell gewesen. Das Sonderbarste aber war, daß bei Nacht, wo dies geschah, in dem Hause, welches in allen Etagen bewohnt war, Niemand den Schuß gehört. So glaubt man auch von ihm, er sei gemeuchelmordet worden, es wurde auch ein junger Mann, Michael von Tury, infolge dieses Verdachtes eingezogen, doch später aus Mangel an Beweisen wieder freigelassen.

Von den fünfundzwanzig nächstfolgenden Fällen werde ich größtentheils als Augenzeuge sprechen, d. h. ich habe sämmtliche Personen gekannt und ebenso war ich beinahe immer an den Orten, wo sich die Fälle ereignet. Ich lasse demnach diese Facta selber sprechen.

Digitized by Google

I.

Der schöne Uhlanenrittmeister.

Der österreichisch-preußische Krieg brachte das Uhlanenregiment A— aus Ungarn nach Böhmen und nach geschlossenem Frieden in Nikolsburg wurden die Cantonnements, welche das Regiment innegehabt, von einem anderen bezogen. Die Gegend gewann bei diesem Tausche, denn es hieß, die Officiere des Uhlanenregiments M— seien reicher, schöner, liebenswürdiger, bessere Tänzer und Reiter als die des Regiments A—. Bei einem solchen Regimentswechsel gewinnen übrigens am meisten nur solche Häuser, die heirathsfähige Töchter haben. Ein solches Haus war auch das gräflich B—sche. Die älteste Tochter, Comtesse Helene, hatte bereits das neunzehnte Jahr überschritten und es war die höchste Zeit sie an den Mann — oder vielmehr an einen Mann — zu bringen. Ihr Vater gehörte ehemals zu den reichen Cavalieren, doch konnte er sich niemals nach der Decke strecken und so nahm das Vermögen, mithin die Einkünfte, immer ab, da aber die gräfliche Familie auch noch später so lebte, wie in den Zeiten, wo sie noch doppelt, ja dreimal so viel Einkünfte hatte, so mußten Schulden gemacht werden, um alle wirklichen und am öftersten auch die eingebildeten Bedürfnisse zu befriedigen. Ein reicher Eidam, der diese Schulden gezahlt hätte, that ihnen sehr Noth. Das Uhlanen-

Digitized by Google

regiment M— besaß einige Officiere, wie den Grafen M—, den Baron B—, den Grafen S— und noch mehre andere, von denen es hieß, sie seien in die Hunderttausende reich. Zu diesen letzteren gehörte auch der Graf Patrick O'H—, Rittmeister, von Geburt aus ein Irländer, unstreitig der schönste, gebildetste und liebenswürdigste Cavalier im Regimente. Sein Vater war aus Irland nach Frankreich ausgewandert und von Carl X. in den Grafenstand erhoben. Er war den Bourbons so anhänglich, daß als diese Dinastie im Juli 1830 ihres Thrones verlustig wurde, der Graf O'H— mit Carl nach Edinburg und später nach Prag zog.

Graf O'H— war noch als Wittwer, als Mann von 37 Jahren, so schön, daß sich eine der reichsten Damen, die verwittwete Fürstin L—, in ihn verliebte und ihm ein Vermögen von 1,600,000 Gulden als Mitgift ins Haus brachte. Sie hatte von ihm eine einzige Tochter, gewann aber ihre beiden Stiefsöhne so lieb, daß sie jedem von ihnen aus ihrer Mitgift 200,000 Gulden vermachte, als sie wenige Jahre nach der Geburt ihrer eigenen Tochter starb. Der alte Graf, damals schon ein Vierziger, verheirathete sich nach ihrem Tode zum drittenmal, mit einer Fürstin T—; es war wieder eine Geldheirath und er überlebte auch diese Frau.

Da das Vermögen seiner zweiten Frau, der gebornen Fürstin L—, außer den Legaten für die Stiefsöhne, blos auf die einzige Tochter überging und da der Vater als Verschwender bekannt war, von einem Vormund verwaltet wurde, so blieb ihm nur das, was ihm nach dem Tod der dritten Frau zufiel. Jedenfalls war auch dies ein kolossales Vermögen und der Graf O'H— wurde noch immer für sehr reich gehalten.

Die Officiere wurden von einem ihrer ehemaligen Kameraden, dem pensionirten Uhlanenoberlieutenant L— im Hause

Digitized by Google

des Grafen B— eingeführt, namentlich die vier erwähnten, die Grafen M—, O'H—, S— und der Baron B—. Gräfin Helene gefiel der schöne Irländer am besten und die Eltern waren mit der Wahl der Tochter zufrieden, um so mehr, da es auch von ihm hieß, er sei sehr reich. Immerhin konnte er für sehr wohlhabend gehalten werden, besonders nach dem Tode seines älteren Bruder und dann noch mehr, wenn sein Vater stürbe, man rechnete sein gegenwärtiges Vermögen auf 200,000 Gulden, seine Erwartungen auf das Dreifache. Doch der Graf M—, einer der reichsten Fideicommißgutsbesitzer in Deutschland, war noch viel reicher, als Graf O'H— und die Eltern der Comtesse würden es noch viel lieber gehabt haben, wenn sie sich in diesen verliebt hätte. M— war aber nicht schön, hatte auch nicht eine so feine Bildung wie sein Kamerad, der Graf Patrick.

Der Erzähler Dieses*) befand sich zu dieser Zeit im Hause des Grafen als Erzieher. An dem Tage, an welchem Graf O'H— und die übrigen Offiziere vorgestellt wurden, wurde er durch ein Unwohlsein abgehalten an der Lustbarkeit, welche den Eingeführten zu Ehren gegeben ward, theilzunehmen, doch am nächsten Morgen kam er aufs Schloß und lernte diese Cavaliere kennen. Der Graf B—, seine Gattin, Comtesse Helene und ihre übrigen Geschwister waren ganz entzückt von dem schönen Rittmeister und es war kein Wunder, er war so vollkommen als Mann, daß ich es offen gestehen muß, wie ich noch niemals einen ihm ähnlichen Cavalier gekannt.

*) So ungerne ich es in der Regel thue, mich selber in einem Buche unter die handelnden Personen in eigener Person zu mischen, ist es doch hier und in den meisten folgenden Erzählungen unausweichbar, der Leser wird es errathen, weswegen, wenn er dieses Buch weiter liest. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

Auch Graf Patrick hatte sich in Helene verliebt. Sie war keine jener idealen Schönheiten, wie man sie in der „Gallery of the Graces“ in den englischen „Keepsakes“ und anderen Stahlstichporträts findet, kein Modell für einen Correggio oder Rafael, doch hübsch genug, um auf einen jungen Mann einen Eindruck zu machen. Gegenseitige Liebesgeständnisse waren die natürlichen Folgen einer solchen Liebe, welcher sich, wie es schien, keine Hindernisse entgegenthürmten. Doch zu einem Heirathsantrag war es noch immer nicht gekommen, obschon ein solcher sowohl von der jungen Dame, wie auch von der Mutter erwartet wurde. An Gelegenheit fehlte es nicht. Die beiden Verliebten machten Promenaden im Park, sie blieben manchmal Stunden lang in ununterbrochenem Tête à Tête, ohne daß die Sache ernstlich vorwärts gekommen wäre. Es war eine delicate Sache eine Erklärung seinerseits forciren zu wollen und man sann über Auskunftsmittel nach, wie man es erfahren könnte, welches seine Absichten seien. So kam man auf den Gedanken, durch dritte Hand bei ihm auf den Busch zu schlagen.

Es ist ein triviales Sprichwort, daß viele Köche die Suppe versalzen, so mochte dies auch hier der Fall gewesen sein. Der pensionirte Oberlieutenant L— und seine Gattin hatten es über sich genommen, den jungen Cavalier auszuholen. Die Antworten, welche sie brachten, mußten nicht ganz zufriedenstellend gewesen sein, denn es zeigte sich bald eine gewisse Spannung zwischen dem Vater der jungen Dame und ihrem Geliebten. Der erstere war weniger freundlich gegen ihn und wenn sein Nebenbuhler, Graf M—, ebenfalls aufs gräfliche Schloß kam, war es nur zu sichtbar, wie der Vater diesen kolossal reichen Cavalier dem andern vorzog. Eben so war es auch einmal sehr auffallend, daß Graf B—, der sich sonst sehr kühl gegen den Grafen Patrick

Digitized by Google

benahm, eines Tages sehr angelegentlich sich damit beschäftigte, ihn von der Tochter abzuziehen, um M— Gelegenheit zu einem Alleinsein mit Helene zu geben.

Dies geschah im Park, wo auch ich mich befand. Der Vater hatte den jungen Cavalier in eine entgegengesetzte Richtung zu derjenigen geführt, wo sich Helene mit dem Grafen M— befand, später ließ er ihn mit mir allein.

Wir hatten kaum fünf Minuten mit einander conversirt als auch der pensionirte Oberlieutenant L— sich zu uns gesellte. Graf Patrick erkundigte sich nach der Comtesse, die er in Gesellschaft Frau von L—'s glaubte.

„Sie ist ganz allein mit M— auf der Insel," sagte L.

Eine hohe Röthe überflog das Antlitz Patrick's, die bald einer leichenhaften Bläße Platz machte, doch sagte er nichts, sondern ging mit uns der Insel zu, wo wir die Comtesse mit M— lustwandelnd antrafen. So bald sie Patrick erblickte, ließ sie M— allein und eilte auf den ersteren zu, hing sich in seinen Arm und sie entfernten sich. Es war nur zu offenbar, daß diese Zusammenkunft mit M— nicht von ihr ausgegangen. Graf Patrick war an jenem Abend viel heiterer als jemals und er kam nun noch öfters auf das Schloß der Familie B—.

L— war der nächste Nachbar des Grafen B—, er kam sehr oft zu mir und ich begleitete ihn dann Abends nach Hause. Von ihm erfuhr ich die näheren Verhältnisse des Grafen Patrick. Ich frug ihn, wie es komme, daß er sich der Comtesse noch nicht erklärt, wo doch die Eltern selbst darauf warteten, daß dies geschehe. L— lächelte und sagte nichts als, „Hm, glauben Sie?"

„Die Gräfin spricht doch jeden Tag davon," entgegnete ich.

„Das mag sein. Die Gräfin ist eine Frau, die noch

Digitized by Google

etwas Herz übrig hat. Mir thut es leid um diesen armen O'H—. Diese Liebe wird keinen guten Ausgang haben. Die Comtesse soll sehr wenig Mitgift bekommen."

„Etwa 20,000 Gulden."

„Was ist das? So, wie man sie erzogen, wird es kaum für Parfüms und Handschuhe genügen."

„O'H— steht ja nicht darauf an, er ist von Haus aus reich."

„Er sollte es wenigstens sein."

„Sein Vermögen wirft ihm monatlich 1000 Gulden an Zinsen ab."

„Er erhält von seinem Vater nicht mehr als hundert Gulden Zulage zu seiner Rittmeistersgage."

„Wie kommt dies?"

„Ich weiß es nicht."

L— wußte es nicht, doch konnte er's eben so ahnen, wie ich und Jedermann. Es war nur zu wahrscheinlich, daß der verschwenderische Vater auch das Vermögen seines Sohnes angegriffen und dieser, der ihn bis zur Anbetung liebte und verehrte, würde ihn dadurch, wenn er ihn zur Rechenschaft gezogen hätte, nicht bloß stellen wollen.

Man sprach auch davon, der Vater Patrick's habe ganz andere Aussichten mit seinem Sohn und wünschte ihn eben so reich verheirathet zu sehen, wie er selber zweimal geheirathet. Alles dies waren nur Gerüchte.

Im gräflichen Hause hatten sich eigentlich zwei Parteien gebildet, die zahlreichere war diejenige, welche einen glücklichen Ausgang dieses Liebesverhältnisses hoffte und wünschte, es war die Comtesse, ihre Mutter, die Geschwister, die Gouvernante, der Oberlieutenant L— und ich, während L—s Frau und der Vater Helenen's, dieser ewig in den Ohren lagen, O'H— aufzugeben und M— Gehör zu schenken.

Digitized by Google

Vierzehn Tage vor Pfingsten war Graf Patrick zweimal auf dem Schlosse, der Graf B— befand sich nicht zu Hause, sondern war nach Pesth verreist. Die Gräfin, Helenens Mutter, sprach darüber, daß Patrick wahrscheinlich deshalb gekommen, um mit ihrem Gatten zu sprechen und um Helene von ihm zur Gattin zu bitten. Weshalb hatte er sich in Abwesenheit des Grafen nicht an die Mutter gewendet? Weil die Gräfin bei allen ihren guten Eigenschaften so schwach war, daß sie ihm keine entscheidende Antwort gegeben hätte und Patrick wußte dies sehr gut.

Spät Abends kam der Graf B— nach Hause. Seine Gattin frug ihn, ob er mit dem Rittmeister gesprochen.

„Nein, ich habe ihn auf ein paar Secunden gesehen, doch nicht gesprochen."

„Er ist ihm geflissentlich ausgewichen," flüsterte mir L— zu. „Ich fürchte, O'H— wird sein heutiges Benehmen so übel nehmen, daß er nicht mehr hierher kommt."

L— hatte es richtig errathen. Es vergingen drei Wochen, ohne daß sich Graf Patrick auf dem Schlosse blicken ließ. Eine gewisse Unruhe und Unzufriedenheit war in den Gesichtern der Gräfin und Helenens zu erblicken, der Graf aber war sehr brummig und heiterte sich nur auf, wenn M— erschien, der jetzt beinahe täglicher Gast im Hause des Grafen B— war. Helene konnte ihn nicht ausstehen und ich sah sowohl sie, wie ihre Mutter mit verweinten Augen aus einem Zimmer in's andere gehen. Wenn ich um die Ursache des Ausbleibens des Grafen Patrick mich erkundigte, hieß es, der Oberst des Regimentes habe ihn mit Arbeit überbürdet, dies war aber nicht der Fall, der Oberst war der nachsichtigste Regiments-Commandant und gegen keinen seiner Officiere so sehr, wie gegen Patrick, auf den das ganze Regiment mit Recht stolz war.

Digitized by Google

Acht Tage nach Pfingsten erblickte ich L— mit einem Briefe in der Hand auf das Schloß zu kommen, er sah ganz blaß und verstört aus. Er pflegte gewöhnlich, ehe er hinauf ging, bei mir Halt zu machen, so that er es auch diesmal. Der Brief, den er in der Hand hielt, war von seiner Frau, die sich in D— befand, wo der Stab des Uhlanenregiments lag; ich hatte ihre Handschrift sogleich erkannt.

„Ist Etwas vorgefallen?" frug ich, als er sich mit einem schweren Seufzer, welcher mehr einem Stöhnen glich, auf den Divan warf. Er blickte mich an, versuchte zu sprechen, sein Kinn zitterte, er konnte kein Wort hervorbringen, sondern reichte mir den Brief. Eine einzige Stelle genügte mir, um die Aufregung L—'s zu erklären: ‚O'H— hat sich heute um sechs Uhr Morgens erschossen.'

Keiner von uns sprach ein Wort. Die Nachricht hatte mich derart erschüttert, als wenn er ein Bruder gewesen wäre. „Was wird die arme Helene dazu sagen?" Dies war der erste Gedanke, der sich meiner bemächtigte. „Wie wird sie's tragen? Wer wird sie darauf vorbereiten?"

Sowohl L— als ich zögerten mit der Mittheilung dieser Schreckensbotschaft. Wir gingen in den Park, um darüber zu berathschlagen, wie dies Helenen und der Gräfin mitgetheilt werden müßte. Endlich hatte sich L— entschlossen, es dem Grafen zu sagen und es ihm überlassen, wie er es seinem Kinde beibringe. Ich ging mit ihm hinauf, um zu trösten, wenn es möglich gewesen wäre.

Mochte Patrick auch die tristigste Ursache gehabt, die größten Seelenleiden ausgestanden haben, ehe er sich zu diesem fürchterlichen Schritte entschloß, so würde er ihn nicht begangen haben, wenn er Helene in dem Momente gesehen hätte, als sie den Tod ihres Geliebten erfuhr. Diesen Schrei zu hören, dieses Gesicht zu sehen, dies kann weder eine

Digitized by Google

Feder beschreiben, noch ein Pinsel malen. Es war das Jammern einer Märtyrerin, das Gesicht einer armen Seele im Fegfeuer. Und der Schmerz, der sie im ersten Augenblicke überraschte und betrübte, nahm, je länger sie ihn fühlte, an Ausdehnung zu.

Selbst ihr Vater — obschon er sich in gewisser Beziehung Vorwürfe machen mußte, war erschütterter als ich glaubte, daß ihn etwas zu erschüttern im Stande sei, denn Graf B— gehörte nicht zu den zartfühlenden.

In den ersten Tagen nach diesem schrecklichen Falle, war die Ursache dieses Selbstmordes Allen ein Räthsel, nur L— und ich ahnten etwas davon und sprachen uns auch gegen einander darüber aus. Anfangs wurde Alles dem Vater des Unglücklichen zugeschrieben, es hieß nämlich, er habe seines Sohnes Vermögen vergeudet und ihn zwingen wollen, eine reiche Partie, die er für ihn ausgesucht, zu machen. Später jedoch stellte es sich heraus, daß dem nicht so sei. Patrick hatte zwar aus kindlicher Liebe den Nutzbrauch seines Vermögens, die Zinsen, seinem Vater überlassen, dieser hingegen hatte sich erklärt, seinem Sohne das Vermögen zu überliefern, sobald er sich vermählen wolle, und der Brief, welcher die Erklärung des Vaters enthielt, fand sich unter den hinterlassenen Papieren des Rittmeisters vor. Diesen Brief mußte der letztere an demselben Tage erhalten haben, an welchem er zum letztenmale auf dem Schlosse war und an welchem er mit dem Vater Helenens in D— zusammentraf.

Die Annahme, Patrick sei vom Grafen abgewiesen worden, war unter den Officieren des Uhlanenregiments eine allgemeine und diese Herren zogen sich von diesem Augenblicke an vom Grafen B— zurück, so daß keiner von ihnen jemals mehr auf das Schloß kam, obschon er sich die größte Mühe gab, M— wieder in's Haus zu locken.

Digitized by Google

Die Zeit heilt alle Wunden und so hat sie auch diejenigen Helenens geheilt. Ehe ich jene Gegend verließ — vier Monate nach diesem Fall, hatte ich Gelegenheit mit Helene zu sprechen, ich tröstete sie, so gut ich's vermochte und redete ihr zu, dem Wunsche ihrer Eltern nachzugeben und wenn sich eine gute Partie fände, zu heirathen.

„Glauben Sie, ein Mädchen, welches von einem O'H— geliebt worden, könne je einen anderen Mann lieben?" sagte sie.

Meiner Meinung nach hatte sie recht, an ihrer Stelle würde ich auch nie mehr geliebt haben.

Im vorigen Jahr traf ich mit einer Dame zusammen, aus jener Gegend, wo Comtesse Helene wohnt, von ihr hörte ich, sie habe einen ehemaligen Rittmeister desselben Regiments geheirathet, in welchem O'H— gedient. War sie es werth, daß sich ein solcher Mann für sie erschossen? Daß ein Vater kinderlos geworden, daß die Welt um ein solches Phänomen männlicher Vollkommenheit gekommen? Ach, die Erziehung unseres Jahrhunderts!

Digitized by Google

II.

Selbstmord aus Familienrücksichten.

Meine Leser werden sich aus der ersten Erzählung wahrscheinlich nicht jene Folgerung ziehen, die ich ziehe, weil es unmöglich gewesen wäre, alle Umstände in Kurzem so zu geben, um aus denselben die Nothwendigkeit, ja den Zwang zu einem Selbstmorde herauszufinden. Weshalb hat sich O'H— erschossen? Ist es gewiß, daß er Helene so geliebt, daß er ohne sie nicht leben wollte? Ist es gewiß, daß ihn der Graf abgewiesen? Der letztere beharrte bei der Aussage, O'H— habe bei ihm nicht um die Hand Helenens angehalten. Nein, Alles dies ist's nicht, sondern die Erziehung, nicht blos die gewisse Schulerziehung, sondern jene spätere, die man die Schule des Lebens nennt. Ein einziges Wort genügte mir, um zu sehen, daß O'H— den Tod jenen Plackereien durch eine lange Reihe von Jahren vorzog. Wenn er selber Philosoph genug gewesen wäre, um sich allen Entbehrungen, die seiner möglicherweise harrten, zu unterwerfen, so fand er dies nicht auch bei Helene, die von Kindheit auf daran gewöhnt wurde, eine Menge entbehrlicher Dinge für unentbehrlich zu halten; er wußte, daß die Zinsen ihrer Mitgift ihr kaum für Parfüms und Handschuhe genügt haben würden, und wenn sie an der Seite eines Gatten, den sie angebetet haben würde, doch endlich aus dem Flitter-

Digitized by Google

wochentaumel ernüchtert worden wäre, welch' ein Leben wartete seiner! O'H— besaß Charakter genug, nachdem er ihr ein Liebesgeständniß abgelegt, dieses entweder zu halten oder durch den Tod zu lösen, ebenso war er edel genug für ein Wesen, welches er anbetete, ein solches Opfer zu bringen, indem er ihrem Glück nicht im Wege stand und dem reicheren Nebenbuhler den Platz einräumte. Seine Logik mochte wohl eine irrige gewesen sein, sie war aber eine nothwendige Folge jener Erziehung, die er sein ganzes Leben hindurch erhalten und aus den Verhältnissen, die ihm zu einem Labyrinth wurden, keinen anderen Ausweg fand, als den Selbstmord.

Wer war hier zu beschuldigen? Er selber am wenigsten. Vielleicht sein Vater, der ihm solche Grundsätze, solche falsche Ansichten von Ehre eingeprägt? Oder der Graf B—, der nach einem reicheren Eidam haschte, der, so zu sagen, die ganze Familie insofern mitgeheirathet hätte, daß er die Schulden des Vaters gezahlt und Ordnung in die Haushaltung eingeführt haben würde? War ein solcher Egoismus nicht ein natürlicher und ist es nicht ein alltäglicher Fall, daß ein Kind einer Familie aufgeopfert wird, um derselben aufzuhelfen? Stammt dies alles nicht von der Erziehung, von den eingebürgerten falschen Ansichten der Menschen und überhaupt von den Mängeln unseres gegenwärtigen socialen Zustandes?

Doch was ist zu thun, wie könnte diesen Uebelständen abgeholfen werden? Denn solcher Helenen und O'H—'s giebt es nur zu viele. Emancipirt die Kinder in Gefühlsangelegenheiten aus der Gewalt der Eltern und der Vorurtheile der Kasten und der Familien, mehr als sie es bis jetzt sind, gestattet ihnen eine Berufung von der elterlichen und Familienautorität zu den Gesetzen und ihr werdet die Zahl solcher Selbstmorde vermindern.

Digitized by Google

Der folgende Fall ist eine weitere Illustration dessen, was bis jetzt gesagt wurde:

Bekanntlich ist unter allen Aristokratien Europa's keine so lächerlich stolz, wie die spanische, denn dieser Stolz basirt sich auf nichts anderes, als auf feudale Vorurtheile, auf die Verdienste der Vorfahren und auf einen sehr alten Stammbaum. Die englische Aristokratie ist eben so stolz, wie die spanische, mit dem Unterschied, daß sie eine vielseitigere ist, indem sie auf eigenes Verdienst, auf Reichthum, Einfluß und Bildung eben so viel Gewicht legt, wie auf den Stammbaum. Der französische Aristokrat fordert von dem Adeligen feines Benehmen, Muth und Galanterie, das deutsche Junkerthum Gutsbesitz, Anstellung, die ungarische und polnische Aristokratie Patriotismus, die österreichische Loyalität u. s. w.

Kein Adel in Europa besteht aus so vielen gemischten Nationalitäten, wie der österreichische und zwar ist dieser Adel kein eigentlich einheimischer, sondern ein eingewanderter. In Oesterreich giebt es unter den hochadeligen Familien eben so viele Spanier, Franzosen, Schotten, Italiener, Engländer, als Deutsche, Böhmen, Polen oder andere Slaven, je nachdem solche von diesem oder jenem Kaiser nach Oesterreich gebracht wurden.

Die Spanier kamen zumeist zur Regierungszeit Ferdinands I. als Hilfstruppen gegen die Türken, später auch unter Ferdinand II., den katholischsten aller Habsburger, endlich aber die Parteigänger Carl's VI. aus Spanien nach Oesterreich.

Unter diesen spanischen hochadeligen Familien war die angesehenste die des Grafen U—. Sie gehörten zu der unsterblichen Militairaristokratie, die vielleicht nirgends so heimisch ist, wie in Oesterreich, wo die Lichtenstein, Colloredo, Wimpfen, Simbsch, Paar, Haugwitz u. s. w. aus dem Militair-

Digitized by Google

schematismus nicht wegbleiben können, wie überhaupt der Militairnepotismus in Oesterreich stets vorherrschend gewesen und die Monarchie hierdurch großen Schaden erlitten, wie dies namentlich die letzten beiden größeren Feldzüge, der in Italien im Jahre 1859 und derjenige in Böhmen im Jahre 1866, nur zur Genüge beweisen. Diese Militairaristokratie oder Militaircamarilla lieferte den Prinzen aus dem kaiserlichen Hause Oberstthofmeister, Kämmerer und Flügeladjutanten. Es waren zumeist Sinecuren und Paradeanstellungen, sie brauchten weder Polybius noch Vauban studirt zu haben, um alle Chargen bis zu jener eines Feldmarschalls durchmachen zu können, sie mußten nur recht alt werden, gesund bleiben und sich den Erzherzögen unentbehrlich machen, um es recht weit zu bringen.

Ein Cavalier aus der gräflichen Familie U—, zweiter Oberst eines Uhlanenregiments, war eben am Fuße jener Leiter, welche nach dem Himmel der Militairbeförderungen führt, als er sich in ein Fräulein K— verliebte, und da die junge Dame gleichfalls zur Aristokratie gehörte, sie ehelichen wollte.

Doch der Adel, dem Fräulein oder eigentlich Baronesse von K— angehörte, war ein ganz verschiedener von dem U—'s. Der Vater der jungen Dame war noch immer Bankier und ehe er Bankier wurde, einfacher Großhändler, Kaufmann, ja noch weniger in den Augen der befangenen Aristokraten, sogar Hausirer oder um ganz klar zu sprechen, Pinkeljude. Als Großhändler ließ sich K— taufen und kaufte sich den Freiherrntitel. Er gab glänzende Diners und Soiréen; decorirte Cavaliere aus den ältesten adeligen Familien, Fürsten und Grafen, besuchten ihn, sowohl seine Schreibstube, wenn sie ihn um Geld anpumpten, wie seine Bälle, wenn der Zahlungstermin anrückte und die Wechsel prolongirt werden sollten, ihre Herablassung sollte ihnen die Geschäfte erleichtern.

Digitized by Google

Der Sohn des Bankiers K— diente in demselben Regimente, dessen zweiter Oberst der Graf U— war, dies brachte den Vater mit dem Cavalier in Berührung; er lud ihn zu sich ein und da, wie erwähnt, die Soiréen K—'s von der hohen Aristokratie Wiens stark frequentirt wurden, warum hätte U— wegbleiben sollen? Der Graf U— hatte einige dringende Ehrenschulden und K—, dem viel an der Protection des Grafen lag, da er den Sohn pousstren konnte, bot ihm selber Geld an und zwar auf keine wucherischen Zinsen, wie dies sonst zu sein pflegt, wenn Cavaliere auf Bankiers anstehen.

U— wurde im Hause des Bankiers bald ein sehr beliebter und oft gesehener Gast, nicht blos sein Interesse fesselte ihn an den reichen Geldmann, sondern auch sein Herz, denn er verliebte sich in die Tochter des neubackenen Barons.

Baroneſſe K— war jung, schön, gebildet, fein fühlend, liebenswürdig und Niemand würde in ihr eine Urenkelin Athalia's, Deborah's und Esther's gesucht haben, sie hatte durchaus nichts Jüdisches an sich, und selbst wenn sie dies gehabt hätte, was dann? Ist ein Daniel, Salomon, ein Judas Maccabäus oder Achab nicht eben so berühmt, wie ein Wilhelm der Eroberer, ein Plantagenet, ein Guise und andere Vorfahren theils schon ausgestorbener, theils noch lebender Geschlechter? Wenn das Princip der Anciennetät gilt bei Christen, warum sollte es bei Türken und Juden oder überhaupt Menschen anderer Glaubensbekenntnisse nicht gelten? Giebt es nicht noch jetzt in Italien, in Griechenland, in Spanien selbst Familien, die ihren Ursprung auf Voreltern nicht christlicher Religionen, auf Römer, Athenienser, Spartaner und Mauren leiten? Wer würde nicht stolz darauf sein, sagen zu können, er stamme von Leonidas, Pompejus oder Muza Abencarrach?

Digitized by Google

Graf U— mochte wohl so gedacht haben, als er nach mehrmonatlicher Courmacherei bei dem Bankier K— um die Hand der Tochter anhielt. Die Baroneſſe ſollte eine Mitgift von einer Million Gulden erhalten. Dieſer Umſtand war für einen armen Cavalier, der außer ſeiner Oberſtengage nicht einen Pfennig Vermögen beſaß, immer ſehr beachtungswerth.

Bei ſeiner Bewerbung um die Hand der Baroneſſe K— beging der Graf U— die Unklugheit, daß er davon keinem ſeiner Verwandten ein Wort ſagte, ſondern ſich einbildete, dieſe ſtolzen Spanier würden, wenn er die Bankierstochter heirathete, dieſe Ehe als ein fait accompli hinnehmen und gute Miene zum böſen Spiel machen, wie dies zuweilen in der Ariſtokratie vorkommt.

Es war natürlich, daß, nachdem die Verlobung zwiſchen U— und der Baroneſſe K— ſtattgefunden, das intime Verhältniß, in welchem der Cavalier zum Hauſe des Bankiers ſtand, kein Geheimniß bleiben konnte, und eben durch dieſe Verlobung alle Brücken hinter ihm niedergebrannt waren. Er ſann darüber nach, ob es nicht an der Zeit wäre, jetzt zu thun, was er, wenn er ſich mit ſeiner Braut trauen ließe, doch ſpäter thun müßte, ſie ſeinen Verwandten einzuführen. Sein Verſtand flüſterte ihm darauf eine bejahende Antwort zu, ſomit zeigte er ſeiner Braut an, was er zu thun geſonnen und ein Tag wurde beſtimmt, an welchem dieſe Vorſtellungen ſtattfinden ſollten.

Der erſte Beſuch, den der Graf mit ſeiner Braut machte, galt einer Tante, die er unter ſeinen übrigen Verwandten am liebſten hatte, die er jedoch als eine Dame von höchſt ariſtokratiſcher Geſinnung kannte. Er ſandte ihr ſeine und ſeiner Braut Viſitenkarte hinauf und ließ ſie erſuchen, ihr die junge Dame vorſtellen zu dürfen. Der Kammerdiener

Digitized by Google

der Tante brachte die Karte der Baroneſſe zurück, mit der impertinenten Antwort: „Ihre Excellenz könne die junge Dame nicht empfangen, wenn aber ihr Neffe allein käme, würde ſie ſich freuen, ihn zu ſehen.“ Von dieſer Frau war nichts Anderes zu erwarten, der Graf ſchien darauf gefaßt geweſen zu ſein. Er moquirte ſich über ſie und ſie fuhren weiter. Sie verſuchten ihr Glück bei anderen Verwandten, doch ſchien es, daß ſich alle verſchworen, denn Niemand empfing ihn.

Eine ſolche Demüthigung, die ſeine Braut, das Mädchen, welches er ſo liebte, ſo ungerechterweiſe traf, war mehr, als er im Stande war zu ertragen. Er moquirte ſich nicht mehr über ſeine Verwandten, ſondern führte ſeine Braut nach Hauſe. Sie ſelbſt empfand die Demüthigung vielleicht noch mehr als er, dennoch hatte ſie ſich vor ihm bemeiſtert, ſie machte ihm keine Vorwürfe, erſt als er ſich entfernte, öffneten ſich ihre Thränenſchleuſen.

Graf U— traf mit mehren ſeiner Bekannten und ſogar jenen Verwandten zuſammen, die ihm, als er ihnen ſeine Braut vorſtellen wollte, nicht empfangen, er beklagte ſich über ihre Liebloſigkeit, ſie aber zuckten die Achſeln.

„Haſt Du Schulden?“ frug ihn einer ſeiner Oheime, „war es des Geldes wegen, daß Du dieſe Mesalliance eingehen wollteſt? Wenn es nur dies iſt, dem iſt leicht abzuhelfen. Wir werden Deine Schulden zahlen, ja, wir wollen noch mehr thun, wir geben Dir eine Zulage, damit Du noch mehr cavaliermäßig leben könneſt, aber ſchicke ihr den Brautring zurück, denn wir werden ſie gewiß nicht in unſeren Cirkeln aufnehmen; dies iſt eine abgemachte Sache.“

Graf U—'s Liebe zu Fräulein K— konnte unmöglich eine ſo große geweſen ſein, wie er es vorgab, da er durch dieſen Vorſchlag ſeines Oheims wankend gemacht wurde und

Digitized by Google

den Erzherzog L—, dessen Adjutant er war, um Rath fragte, was er thun müsse.

„Sie haben ihr Ihr Wort gegeben?“ frug der Erzherzog.

„Mein Wort und wir sind bereits verlobt,“ war U—'s Antwort.

„Dann müssen Sie sie heirathen; dieses Versprechen bei einem Ehrenmanne kann nur der Tod lösen.“

Dies genügte. Der Graf ging nach Hause, schloß sich in sein Zimmer ein und blieb die ganze Nacht auf. Er schrieb einem jeden seiner Verwandten und erklärte ihnen, wie er durch ihre Liebllosigkeit getrieben sich aus Familienrücksichten opfern müsse, auch seiner Braut schrieb er einen Abschiedsbrief und nachdem er alle diese Schreiben aufgegeben, ging er wieder nach Hause. Sein Kammerdiener hörte ihn mehre Stunden hindurch im Zimmer auf und ab gehen, endlich gegen Mittag fiel ein Schuß, man brach die Thür ein und fand ihn am Boden liegend, er hatte sich durch das Herz geschossen.

Digitized by Google

III.

Vater und Sohn.

Das Schicksal treibt es zuweilen, wie man dies in den Garküchen der niedersten Volksclassen in Paris sehen kann, es ist das gewisse au hazard de la fourchette. Der Eine sticht in den Topf und zieht eine Fasanenbrust, dann eine Lyoner Wurst, endlich ein großes Stück Kuchen aus der Ollapotrida und ißt sich für seine drei Sous satt, während ein Anderer zwanzigmal hineinsticht und für seinen Franc hungrig abzieht. „Dem Dummen gehört das Glück," wie dies von weiland M. G. Saphir so vortrefflich erklärt worden. Dieses so triviale Sprichwort paßte auf Niemanden so sehr, wie auf einem Cürassier-Officier, Robert S—. Er war der Sohn einer reichen Doctorswittwe aus Dresden; dieselbe besaß drei sehr schöne Häuser und ansehnliche Capitalien, ihr Vermögen wurde auf 80—100,000 Thaler angeschlagen. Robert S— hatte ehemals in der sächsischen Armee gedient und war Oberlieutenant bei der reitenden Artillerie. Von frühester Jugend auf ein Verschwender und Spieler, mußte er das Corps, in welchem er diente, Schulden halber verlassen. Seine Mutter war zu ehrgeizig, als daß sie ihrem Sohne nicht wieder zu einer neuen Carrière verholfen hätte, so schickte sie ihn nach Oesterreich und er trat als Cadet in ein Cürassier-Regiment ein. Der Regiments-Inhaber berück-

Digitized by Google

sichtigte seine militairischen Fähigkeiten und er wurde sehr bald zum Officier befördert.

In einem gräflichen Hause machte er die Bekanntschaft eines jungen sehr schönen Mädchens, Laura K—, der Tochter eines ehemaligen Comitatsbeamten und fand sie so nach seinem Geschmack, daß er sich um ihre Hand bewarb. — Sch— war nicht schön, ja sogar häßlich, er hatte brennend rothe Haare, eine platte Nase, tiefliegende Augen, einen großen Mund, einen gemeinen Gesichtsausdruck, mit einem Worte, das Aeußere war mehr abstoßend als anziehend; auch war er weder geistreich noch sehr liebenswürdig, kein guter Tänzer, kein Sänger, kein Musiker, also auch nicht gebildet, höchstens ein guter Reiter, wie es die meisten Cavalerieofficiere sind. Laura konnte ihn nicht lieben, ja, wäre er auch schön und mit allen äußeren Vorzügen ausgestattet gewesen, so war es sehr fraglich, ob sie ihn selbst dann geliebt haben würde, denn sie hatte bereits ein Ideal in einem Cousin verwirklicht gefunden. Laura war aber die älteste Tochter ihrer Eltern, 19 Jahre alt, hatte acht Geschwister, ihre Eltern waren arm, ihre Mutter kränklich und auf dem Todtenbette beschwor sie ihre Tochter, den übrigen Geschwistern eine Mutter zu sein, dies aber konnte nur geschehen, wenn sie den Bewerbungen Sch—'s Gehör schenkte und ihm zum Altar folgte. Zur Ehre ihres Vaters sei es gesagt, daß dieser sein Kind zu dieser Ehe weder beredete noch viel weniger zwang. Doch Laura opferte sich ihren Geschwistern, die sie auch nach vollzogener Trauung zu sich nahm, obschon sie blos drei derselben zu versorgen hatte, denn andere Verwandte und Freunde nahmen sich der übrigen an, und sie wurden auch bald versorgt und in den Stand gesetzt, ihr Brod selber zu erwerben.

Der Cousin Laura's, derselbe, den sie schon seit ein paar Jahren liebte, hing zu sehr von seiner Mutter ab, als daß

Digitized by Google

er Laura seinem Nebenbuhler streitig machen konnte, und Frau von T—, die Mutter dieses Cousins, träumte auch von ganz anderen Parthien, als die schöne, liebenswürdige, doch arme Cousine Laura. Alfons von T— sah somit seine ersten Liebesträume eben so zernichtet wie Laura, und wie es nur zu gewöhnlich bei jungen Leuten ist, stürzte er sich in den Strudel der Vergnügungen und des Residenzlebens, um in demselben seinen Liebesgram zu ertödten, was ihm zwar gelang, doch nicht ohne große Opfer, denn er büßte dabei sein eigenes nicht allzu großes Vermögen ein, während seine Mutter das ihrige in anderer Weise verlor, indem sie es auf übertrieben hohe Zinsen anlegte und dabei das Capital selbst einbüßte, mit einem Worte in wenigen Jahren war die Familie T— nicht reicher als die K—, und Bruder und Schwester, Cousin und Cousine standen sich demnach gleich, d. h. die Cousine, ehe sie sich mit Sch — verheirathete.

Laura lebte mit ihrem Manne ziemlich gut, sie hatte ihn nicht geliebt, ehe sie ihn geheirathet, die Liebe kam auch während der Ehe nicht, diese gehörte ausschließlich ihren Kindern, mit denen sie eben so reichlich gesegnet war, wie es ihre Mutter gewesen. Das ehemalige platonische Liebesverhältniß zwischen Laura und Alfons löste sich in ein rein verwandtschaftliches auf und Alfons stand sogar mit dem Gatten Laura's auf ziemlich gutem Fuß, so daß dieser ihn sogar auf ein Landgut, welches er in Pacht hielt, einlud.

Alfons nahm die Einladung an, und war der Familie Sch— bald so unentbehrlich geworden, daß ihn weder Laura noch Sch— fort lassen wollten. Er übernahm die Erziehung der Kinder, sowohl der jüngeren Geschwister Laura's, als ihrer Tochter und ihres kleinen Sohnes. So brachte er auf diesem Landgute zwei Jahre zu.

Digitized by Google

Die Mutter Sch—'s lebte noch immer, und da sie ihren Sohn als einen leichtsinnigen Menschen kannte, gab sie ihm kein Capital in die Hand, noch kaufte sie für ihn ein Haus oder ein Landgut, da sie überzeugt war, er würde es bald wieder um einen Spottpreis verkaufen, sondern, nachdem sie seine beträchtlichen Schulden gezahlt, ihm eine sehr schöne Hauseinrichtung geschenkt und ihn noch außerdem reichlich ausgestattet hatte, sandte sie ihm jährlich 1200 Gulden, was zu jener Zeit, zumal in jenem Theile der Monarchie — in Ungarn, wo das Leben sehr billig war, als ein sehr ansehnliches Einkommen betrachtet werden konnte.

Sch— hatte als lediger Mensch, als Officier, niemals verstanden, sich einzuschränken, um so weniger that er es als Ehemann. Die Diners, Landpartheien, Bälle und andere Unterhaltungen nahmen bei ihm kein Ende und um Alles dies bestreiten zu können, mußte er Schulden machen und zwar auf wucherische Zinsen, so daß als er die fälligen Wechsel nicht einzulösen im Stande war, Executionen in's Haus kamen, seine Möbel wurden gepfändet und es wäre ihm außer den vier nackten Wänden nichts geblieben, hätte sich nicht ein ehemaliger Kamerad, auf Alfons' Zureden, Sch—'s erbarmt und die Möbel bei der Auction erstanden, die er ihm dann beließ, bis Sch—'s Mutter bewogen wurde, sie wieder einzulösen.

Derlei Executionen und Pfändungen waren im Hause Sch—'s nichts Seltenes, immer verstand er sich aus solchen Verlegenheiten heraus zu helfen, ein Loch wurde verstopft und zehn andere geöffnet, so daß er aus den Schulden niemals heraus kam. Seine Gattin wußte niemals, wie hoch die Summe sei, die er von seiner Mutter zu erwarten habe, wenn sie stürbe; er sagte, er wisse es selber nicht, nur daß sie unermeßlich reich sei, und es würde ihn nicht überraschen,

Digitized by Google

wenn er eine halbe Million erbte. Selbst seine Gläubiger trauten ihm, sie erkundigten sich zwar um die Geldverhältnisse der alten Dame, doch waren die Antworten nur im Allgemeinen gehalten, es hieß blos, Madame Sch— sei wirklich sehr reich.

Mittlerweile brach die Revolution in Wien, in Italien und in Ungarn aus. Alfons T—, stets zur äußersten Fortschrittspartei gehörend, verließ das Haus seiner Cousine, schloß sich der revolutionären Partei an und errang sich durch seine Energie, seine Umsicht, sein Talent und seinen Muth bald eine hohe Stelle bei der provisorischen Regierung, ja er wurde bald zum bevollmächtigten Regierungscommissair jenes Landestheiles ernannt, in welchem auch das von Sch— gepachtete Landgut lag. Kraft seiner Vollmacht ernannte er Civilbeamte und organisirte ein Armeecorps, deren Officiere ebenfalls von ihm ernannt wurden.

Sch— befand sich wieder in einer solchen Verlegenheit, wie es ihm schon mehremale geschehen und er wußte sich nicht anders Rath zu schaffen, als dadurch, daß er sich an Alfons wandte und ihn um eine Anstellung in der Armee bat. Die Anstellung erhielt er auch und rückte als Hauptmann der Honvédartillerie ein, machte den ganzen Feldzug mit, zeichnete sich in mehren Schlachten aus und avancirte zum Major. Er kam jedoch mit Alfons sehr selten zusammen. Dieser letztere ergriff ebenfalls die Waffen und diente mit viel Auszeichnung in der Honvédarmee, wo er es bis zur Oberstencharge brachte.

Sch— hatte das Unglück in einem jener Armeecorps zu dienen, deren Officiere nach der Waffenstreckung bei Világos in Gefangenschaft geriethen, während Alfons mit seinem Corps zur Besatzung der Festung Komorn gehörte und nach geschlossener Capitulation ungefährdet im Lande bleiben oder

Digitized by Google

emigriren durfte. Er zog das letztere vor und kam nach Hamburg, nach England, später nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, machte Reisen, ward ein practischer Mensch, verwerthete seine Talente und obschon er von Hause aus nicht einen Kreuzer erhielt, brach er sich doch überall Bahn, erwarb sich so viel, um in London anständig leben zu können und niemals gezwungen zu sein, Schulden zu machen.

So blieb Alfons von T— zwölf volle Jahre im Auslande. Er unterhielt mit seinen Freunden, mit seiner Mutter und mit Laura, einen beständigen Briefwechsel, und erfuhr auch, daß Sch—'s Mutter mittlerweile gestorben und ihrem Sohne ein Baarvermögen von 69,000 Thalern hinterlassen hatte, welches auf eine Herrschaft in Schlesien hypothecirt ward. Diese Verfügung hatte Madame Sch— aus Vorsorge getroffen, damit das Vermögen von ihrem Sohne nicht verschwendet werden könne, sondern den Kindern — ihren Enkeln — bliebe. Die Mutter Sch—'s starb im Jahre 1856.

Im Jahre 1861 im Monat März kehrte Alfons in seine Heimath zurück, und sein erster Besuch galt seiner Cousine Laura. Sie lebte mit ihrer Familie in einer kleinen Stadt Nord-Ungarns und gehörte hierselbst zu den angesehensten Damen, wurde von der ganzen Welt fetirt, weil sie ein offenes Haus hielt.

„Wie hoch beläuft sich Euer Vermögen?" frug eines Abends Alfons seine Cousine. „Und wie habt Ihr es angelegt?"

„Ich weiß es nicht, denn mein Mann theilt mir in Beziehung auf seine Geldangelegenheiten nichts mit."

„In dieser Weise, wie Ihr lebt, müßt Ihr wenigstens acht- bis zehntausend Gulden Einkünfte haben, denn sonst könntet Ihr einen solchen Luxus nicht erschwingen. Ihr hält

Digitized by Google

Equipage, habt eine Menge Nichtsthuer im Hause, so viel ich weiß, spielt Dein Gatte auch. Hm, ich kann diese Wirthschaft nicht goûtiren und obschon ich mir vorgenommen, mich hier zu etabliren, werde ich es jetzt nicht thun, da ich nicht Zeuge Eures Ruins sein will."

„Du glaubst doch nicht, daß wir zu Grunde gehen könnten?"

„Wenn Ihr so fortfahrt, muß es geschehen und wer weiß, ob Dein Gatte noch von seinem Vermögen etwas besitzt."

Alfons verließ B—, die Stadt, wo Sch— wohnte und suchte und erhielt auch eine Anstellung als Wirthschaftsbeamter in einer gräflichen Domäne. Er bezog nur gerade so viel Gehalt, daß er allein und eingeschränkt leben konnte, doch auch nicht um einen Kreuzer mehr.

In den darauf folgenden zwei Jahren fand er einmal Gelegenheit nach B— zu reisen und seine Cousine zu besuchen. Sch— war verreist, wie es hieß, nach Breslau, um die Zinsen seines Capitals zu erheben.

„Das ist höchst sonderbar," meinte Alfons; „schickt man Euch die Zinsen nicht hierher? Muß er immer dahin reisen und mehre Monate ausbleiben, um sein Geld zu erhalten? Das ist eine schlimme Wirthschaft."

Alfons besuchte das Casino jener kleinen Stadt. Ohne die Leute aufzufordern, sprachen sie von Sch— und seiner schlechten Wirthschaft. Ein Herr meinte, Sch— könne es höchstens noch ein paar Jahre so fort treiben und würde dann bankerott werden.

„Wenn er doch wenigstens seine Kinder so erziehen ließe, daß sie sich, im Falle eine Katastrophe eintritt, selbst erhalten könnten," sagte der Prediger D—. „Der älteste Sohn ist schon sechszehn Jahre alt und weiß noch nicht so viel als

Digitized by Google

ein Junge in der niederſten Claſſe. Die Kinder werden verwöhnt, man redet ihnen ein, ſie hätten es nicht nöthig zu arbeiten, da ſie ohnehin reich genug ſeien, nichts wird ihnen verſagt, alle ihre Launen werden befriedigt. Wenn dieſe Wirthſchaft einmal zuſammenſtürzt, dann werden dieſe Kinder recht unglücklich ſein, weil ſie nicht frühzeitig an Entbehrungen gewöhnt worden ſind."

Dieſe und ähnliche Geſpräche hörte Alfons alle Tage, ſo lange er ſich in B— aufhielt und man erzählte auch ſo Manches von den galanten Abenteuern Sch—'s und wie er ſeine Gattin täuſchte, wie er ſich Maitreſſen hielte und tauſend andere ſchlimme Gerüchte, die in Umlauf gebracht wurden.

Alfons verließ das Haus ſeiner Couſine mit ſchwerem Herzen und bangem Vorgefühl, er ahnete, es müßte bald noch ſchlimmer werden, als es je geweſen.

Im Juni 1862 verließ Sch— ſeine Gattin, angeblich um die Zinſen ſeines Capitals zu erheben und im November deſſelben Jahres war er noch immer nicht zurückgekehrt. Laura ſchrieb an die Gutsbeſitzerin, auf deren Gut das Capital, deſſen Zinſen ihr Gatte bis jetzt bezogen, hypothecirt war und erkundigte ſich ob und wie viel noch auf dieſem Gute laſte. Die Antwort, die ſie erhielt, war niederſchmetternd, es hieß: Sch— habe ſchon vor zwei Jahren die letzte Summe des Capitals erhoben und beſitze gegenwärtig nichts mehr. Der ehemalige Rechtsanwalt der verſtorbenen Madame Sch—, der Schiegermutter Laura's, beſtätigte das, was die Gutsbeſitzerin geſchrieben, zuletzt geſtand es auch der unwürdige Gatte ein, daß er nichts mehr beſitze.

Das Schlimmſte bei dieſem Unglück war, daß Sch—, ehe er B— verließ, Laura bewogen hatte, einige von ihm ausgeſtellte Wechſel zu acceptiren und als dieſe zur gehörigen Zeit nicht gedeckt wurden, kamen ihr von allen Seiten Exe-

Digitized by Google

cutionen über den Hals, ihr gesammtes Hab und Gut wurde gepfändet und versteigert und es blieb ihr kaum so viel, daß sie ihr und ihrer Kinder Leben von einem Tag auf den andern fristen konnte.

In dieser ihrer höchsten Noth wandte sie sich an ihren einzigen Freund, ihren Cousin Alfons, nicht so viel um Hilfe, als um Rath, denn sie wußte, wie er nicht im Stande sei, ihr in materieller Beziehung zu helfen. Alfons verließ die Herrschaft, bei welcher er gedient, seine Abfertigung, die er erhielt, genügte, um Laura auf kurze Zeit unter die Arme zu greifen und seine Energie zeigte sich wieder in glänzendstem Lichte.

Der älteste Sohn Laura's, bereits siebzehn Jahre alt, ließ sich bei einem Infanterie-Regimente als Gemeiner assentiren und kam nach Galizien. Alfons war glücklich genug, eines seiner in London geschriebenen Werke an einen Verleger in Berlin um eine beträchtliche Summe zu verkaufen und er nahm sich der verlassenen Familie auf's Wärmste an, indem er sich an deren Spitze stellte und für dieselbe zu sorgen versprach. Dies führte er auch mit eiserner Beharrlichkeit aus.

Sch— war nach Dresden, seine Vaterstadt gekommen, und lebte hier von Schuldenmachen. Es war das alte Manöver, welches er ausführte. In B— machte er Schulden auf sein Capital in Deutschland, in Breslau und Dresden auf seine Häuser in B—. Dies konnte aber nicht ewig währen und er gerieth in Wechselhaft.

Einer der Mitgefangenen Sch—'s war ebenfalls hierher gerathen und wurde mit ihm näher bekannt. Später kamen beide aus der Wechselhaft und Herr B—, der Mitgefangene, nahm Sch— gastfreundlich bei sich auf, er war ein Handwerker und erhielt später Beschäftigung bei der Eisenbahn.

Digitized by Google

Er beredete Sch—, der ihm sehr zur Last fiel, ebenfalls eine Anstellung als Packträger am Bahnhofe anzunehmen und so ungern sich der letztere auch herbeiließ, diesen Antrag anzunehmen, so blieb ihm doch keine Wahl übrig, da er sonst verhungert wäre. Die Arbeit war nicht nach Sch— Geschmack und er wäre gerne losgekommen. Er schrieb Briefe über Briefe an seine Gattin, die nun sammt ihren Kindern blos von der Gnade ihres Cousins lebte, welcher in der Nähe der Hauptstadt Ungarns als Erzieher eine Anstellung erhalten hatte. Laura schrieb ihrem Gatten, wie sie Alles verloren und der Großmuth ihres Cousins ihr Weitervegetiren zu danken hatte und Sch— war niedrig genug, diesem einen Vorschlag zu machen, indem er ihm seine Gattin abtreten wollte. Der Vorschlag wurde von Alfons nicht angenommen, ja der Brief nicht einmal beantwortet. Später, als sich die Verhältnisse Alfons' besserten, bot dieser seiner Cousine Herz und Hand an, wenn sie sich von ihrem Gatten scheiden ließe. Der Scheidungsproceß wurde eingeleitet und die Scheidung kam zu Stande, so daß Laura mit ihrem ersten Gatten jeden Verkehr abbrach.

Vier Jahre hörten sie nichts von Sch— und Alfons erhielt indessen eine bessere, einträglichere Anstellung, ebenfalls als Erzieher in einem gräflichen Hause, so daß er mit der Familie, die er sich aufgebürdet, anständig leben konnte, nebenbei auch dem ältesten Sohn eine Zulage schickte, so daß dieser nicht mehr als Gemeiner, sondern als Cadet ex propriis diente.

Gustav, dies war der Name des ältesten Stiefsohns, war von Kindesbeinen an verwöhnt und die Zulage, die er von seinem Stiefvater erhielt, genügte ihm kaum, so daß er Schulden machte und so schwer es auch seinem Stiefvater

Digitized by Google

fiel, diese zu zahlen, that er es doch, um seinen Stiefsohn vor Degradation, mit welcher er bedroht wurde, zu retten.

Gustav kam später mit seinem Regimente nach Italien, zeichnete sich in der Schlacht von Custozza aus und wurde zum Cadet-Feldwebel befördert. Das Regiment wurde später nach Prag versetzt. Diese Versetzung veranlaßte Alfons dazu, daß er eine Anstellung in Böhmen in derselben Eigenschaft, wie bis jetzt, als Erzieher, annahm, es geschah blos, damit die Mutter ihrem ältesten Sohn näher sei.

Auch die beiden anderen Knaben wuchsen heran, sie hatten mit der Verheirathung Laura's mit Alfons eine häusliche Erziehung genossen, ihr Stiefvater widmete ihnen die ihm übrig gebliebenen freien Stunden. Später wurde der eine, Robert, als Lehrling in einem Handelshause untergebracht, der jüngere, Benjamin, aber als Mechanikerlehrling. Nur ein Mädchen von 8 Jahren blieb im Hause.

Die Stellung Alfons' und Laura's war von nun an eine gesichertere und zwar um so mehr, da der erstere sich auch durch literarische Arbeiten ein schönes Geld verdiente, so lebten sie denn besser, als ehedem und der anfänglich trübe Horizont ihrer Zukunft hatte sich aufgeheitert.

Sch— stand mit einigen seiner Bekannten in Oesterreich in Briefwechsel und von einem derselben erfuhr er auch, wo sich seine von ihm geschiedene Gattin befand. Es war ziemlich nahe an der sächsisch-böhmischen Grenze. Sch— riskirte es dahin zu reisen und das Mitleid seiner Gattin und Alfons' anzuflehen.

„Du hast auch zwei Jahre in meinem Hause gelebt," sprach er zu Alfons, „Ich will es nicht als Vorwurf gemeint haben, auch habe ich Dir die Sache in der Scheidungsaffaire erleichtert; ich bitte Dich also nur, mich so lange in Deinem Hause zu halten, bis ich als ehemaliger Honvéd-

Digitized by Google

officier entweder in der neu zu organisirenden Honvédarmee eine Anstellung erhalte oder, wie ich dies, gleich anderen meiner ehemaligen Kameraden fordern darf, pensionirt werde, dann will ich Dir nicht zur Last fallen."

Alfons und Laura ließen sich bewegen Sch— bei sich aufzunehmen und er reichte sein Gesuch um Pensionirung oder Wiederanstellung beim ungarischen Honvéd- (oder Kriegs-) ministerium ein.

Es war voraussichtlich, daß dieses Bittgesuch wie tausend andere, nicht sobald erledigt werden würde, und daß vielleicht Monate vergehen konnten, ehe er darauf Bescheid erhielte.

Wenige Wochen nach der Aufnahme Sch—'s im Hause Alfons', erhielt Laura einen Brief von ihrem Sohne, in welchem dieser seiner Mutter gestand, wie er als manipulirender Feldwebel in seinen Rechnungen ein Fehler gemacht und dafür verantwortlich sei. Es fehlten ihm etwa 20 Gulden. So außergewöhnlich eine solche Ausgabe auch war, und Alfons mit seinem Gelde sehr sparsam umging, konnte er doch seinen Stiefsohn nicht stecken lassen. Er würde es ihm entweder durch die Post geschickt haben, oder selber nach Prag gereist sein, um ihm nebenbei eine väterliche Predigt zu halten, doch gerade zu dieser Zeit wurde er von dem Grafen, in dessen Hause er Erzieherstelle vertrat, aufgefordert, sich mit seinem Eleven nach Leipzig zu begeben, wo der letztere mit einer reichen Tante zusammen treffen sollte; Sch— aber erhielt von demselben Grafen einen Auftrag nach Prag zu derselben Zeit.

„Dies trifft sich gut," bemerkte Sch—, „bei dieser Gelegenheit werde ich Gustav sehen. Gebt mir das Geld, ich will es ihm einhändigen."

Nach drei Tagen kam Sch— zurück mit der Meldung,

Digitized by Google

er habe die zwanzig Gulden Gustav gegeben, dieser sei mit seiner Compagnie später nach Theresienstadt marschirt.

Auch Alfons war zurückgekehrt und Tage und Wochen vergingen, ohne daß Sch— einen Bescheid von Kriegsministerium erhielt, doch auch Gustav hatte den Briefwechsel mit seiner Mutter plötzlich abgebrochen.

Dieses Abbrechen des Briefwechsels schrieb Laura dem Schmollen ihres Sohnes zu. Dieser mochte die guten Lehren seiner Eltern — seiner Mutter und seines Stiefvaters, vielleicht übel genommen haben und sie wurde in dieser Annahme auch von Sch— bekräftigt.

„Laßt ihn nur schmollen," bemerkte er, „wenn er wieder Geld brauchen wird, dann schreibt er selber; ich kenne das, hab's als Cadet mit meiner Mutter auch so gemacht."

Einige Wochen später erhielt Sch— vom ungarischen Kriegsministerium einen Bescheid und sollte nach Prag reisen.

„Stellt Euch vor," sagte er zu Laura und Alfons, „man schickt mir einstweilen nur 50 Gulden, dies genügt kaum, daß ich mir einige Kleidungsstücke schaffe."

Von dieser Zeit an verließ Sch— das Haus Alfons' unter verschiedenen Vorwänden, es hieß, er sei von diesem oder jenem seiner ehemaligen Kameraden eingeladen worden. So oft er zurück kam, erzählte er, wie er sich gut unterhalten und wie er Gustav getroffen, ihn diesem und jenem seiner Freunde vorgestellt und dahin gewirkt habe, daß er bald zum Officier ernannt werde.

So währte es vom Februar 1869 bis zum Maimonat, etwa elf Wochen lang, dann stellte Sch— seine Excursionen ein und lebte wieder so eingezogen wie vormals, ehe er das Schreiben vom Kriegsministerium erhalten. Gustav aber schrieb noch immer nicht, was seine Mutter nicht wenig beunruhigte.

Digitized by Google

An einem Junitage erhielt Alfons einen Brief vom Obersten des Regimentes, bei welchem Gustav diente, in welchem ihm die Kunde zukam, daß dieser sich in der Kaserne erschossen habe, aus Verzweiflung darüber, daß seine Mutter erklärt habe, sie wolle hinfort nichts von ihm wissen. Dies war Allen ein Räthsel, nur dem wirklichen Vater nicht, später errieth es sogar Alfons, wie es geschehen und stellte Sch— darüber zur Rede.

So kam es heraus, daß Sch— die ihm übergebenen 20 Gulden selber eingesteckt und seinem Sohn gesagt habe, Alfons und Laura wollten nichts von ihm wissen und haben ihn — Sch— beauftragt, dem ungerathenen Sohn in ihrem Namen eine letzte Strafpredigt zu halten. — Gustav wollte noch immer nicht daran glauben, er wandte sich brieflich an Laura und Alfons, und flehte um ihre Verzeihung. Dieser Brief wurde jedoch von dem eigenen Vater unterschlagen. In dieser Herzensqual hatte sich Gustav erschossen. Sein Vater wußte dies sehr gut und alle mündlichen Nachrichten, die er Laura und Alfons brachte, waren nur eben so viele Lügen. Aller dieser Schändlichkeit setzte Sch— die Krone dadurch auf, daß er gerade eine Woche, ehe sich sein Sohn das Leben nahm, vom ungarischen Kriegsministerium nicht 50, wie er vorgab, sondern 1000 Gulden erhielt, die er in drei Monaten auf die leichtsinnigste Weise verschwendete.

Sch— lebt noch, doch ferne von Laura und Alfons, bald auf dem Hals dieses oder jenes Bekannten. Braucht diese Erzählung einen Commentar? Wird nicht dieser oder jener meiner Leser denken, ein gewöhnlicher Mörder sei noch ein Engel im Vergleich mit diesem nicht bestraften Sohnesmörder?

Digitized by Google

IV.

Der Mord in Reed.

Die nachstehende Erzählung veranlaßt mich zu zwei Bemerkungen, welche ich derselben voranschicke. Die erste ist die: ob sich die Selbstmorde nicht noch mehren würden, wenn die Selbstmörder mehr Muth besäßen ihn auszuführen, als ihnen von der Natur verliehen worden? Die andere, wie es möglich sei, daß ein Mord unentdeckt bleiben könne bei der beinahe vollkommen scheinenden Polizei in civilisirten Staaten? Und dennoch ist es so, man kann sogar annehmen, daß bei weitem mehr Mordthaten unentdeckt bleiben und daß es Meuchelmorde gewesen, wo man diese für Selbstmorde gehalten.

Als Musterstaat in Beziehung der Criminaldectivpolizei gilt in Europa Britannien und auch hier werden täglich Leichname aus der Themse gezogen, ohne daß es angegeben werden könnte, ob der Tod bei diesen ein freiwilliger oder von Mörderhänden begangener gewesen. Zuweilen werden solche Leichname erst dann aus dem Wasser gezogen, wo die Verwesung schon so weit vorgeschritten ist, daß eine ärztliche Autopsie unmöglich geworden. Wie oft ist es schon vorgekommen, daß ein Mörder einen Menschen ins Wasser geworfen, ohne ihn vorher durch einen Schlag oder Stich so zu verwunden, daß er betäubt wurde? Wie oft ist es vor-

Digitized by Google

gekommen, daß der Mörder den Kopf seines Opfers so lange unter Wasser gehalten, bis derselbe ertrank, namentlich wenn, wie es in solchen Fällen am häufigsten ist, die Greuelthat bei Nacht verübt wird.

Aehnliche Fälle kommen übrigens nicht nur bei Morden durch Ertränkung vor, sondern auch in anderer Weise. Ich erinnere meine Leser nur an einen einzigen Fall, an jenen des unglücklichen Findlings Kaspar Hauser, wo es niemals herauskam, weswegen und von wem er ermordet wurde.

Während meines Aufenthaltes in England waren es namentlich zwei Fälle, die niemals gelöst wurden und so sehr sich die Polizei auch bemühte, um der Thäter habhaft zu werden, gelang dies doch niemals. Ja, noch mehr, es ist niemals herausgekommen, wer der Unglückliche gewesen sein mochte, dessen zerstückelter Leichnam in einer Reisetasche unter der Waterloobrücke von einem Polizeidiener gefunden wurde. Man setzte einen hohen Preis auf die Entdeckung des oder der Mörder und auf die Identificirung des Leichnams, ohne daß auch nur eine noch so geringe Spur aufgefunden worden wäre.

Ein eben so mysteriöser Fall war der Mord in Reed, die Ermordung eines Mädchens von neun Jahren. Die Vermuthungen wechselten. Sehr viele verdächtige Individuen wurden eingezogen, verhört, ohne daß einer oder der andere schuldig befunden worden wären. Auch diesmal ward ein hoher Preis ausgesetzt, die Polizei aber fand keine Spur.

Es war in den fünfziger Jahren (im Jahre 1859), etwa acht Monate nach begangenem Morde, als ich mit mehren meiner Freunde dem Verhör eines Mannes beiwohnte, der sich selber als den Mörder des Mädchens dem Polizeigerichte angezeigt hatte. Diese Selbstanklage fand spät Abends statt und die Nachricht hatte sich wie ein Lauffeuer in ganz Lon-

Digitized by Google

don verbreitet. Es hielt sehr schwer, am nächsten Morgen, wo das Verhör stattfinden sollte, einen Platz auf der Gallerie des Saales zu erhalten. Einer der Polizeidiener kannte mich jedoch persönlich, da er in den ersten Jahren meiner Ankunft in London mein Zimmernachbar gewesen und mich gebeten hatte, ihm Unterricht in der französischen Sprache zu ertheilen, was ich auch unentgeltlich that, so daß dieser Mann sich mir sehr verpflichtet zu sein glaubte. Er stellte mich ganz in die Nähe des Selbstanklägers und zwei meiner Freunde nahmen zu meinen beiden Seiten Platz, der Polizeimann aber stand hinter uns.

Ehe der Friedensrichter im Saale ankam, frug ich den Polizeimann, ob er den Mörder gesehen habe?

„Hm, ja, ich habe ihn in seine Zelle begleitet," war Mr. D—'s, des Polizeimanns Antwort.

„Ist es ein junger oder alter Mensch? Sieht man ihm den Mörder an?"

„Es ist ein Mann nahe an dreißig Jahre alt, ich würde ihn für keinen Mörder gehalten haben, wenn er sich selber nicht als solcher bezeichnet hätte."

Es war so, wie es der Polizeimann sagte. Der Friedensrichter ließ ihn vorführen und das Verhör begann.

Der Verbrecher war ein zerlumpter junger Mann, mit eingefallenen Wangen, blasser Gesichtsfarbe, nicht üblen, obschon etwas gemeinen Gesichtszügen, der Ausdruck seines Gesichtes bekundete aber eher Verzweiflung, Melancholie und Entschlossenheit, als Gewissensbisse und Grausamkeit. Der Richter befrug ihn um die näheren Umstände des Mordes. Die Antworten, die der Vorgeführte gab, lauteten bestimmt. Er erzählte, wie er sich Abends in den Garten geschlichen, wo das Mädchen ganz allein lustwandelte, er habe an ihrem Hals ein sammetnes Band gesehen mit einem gol-

Digitized by Google

denen Medaillon, der Anblick des Goldes habe ihn gereizt, er hatte gehofft, sie würde auch in ihren Taschen Geld haben, dies bestimmte ihn zum Begehen der Greuelthat. Der Richter frug ihn, ob er Mitschuldige gehabt oder vielleicht von Jemand zu diesem Morde gedungen worden sei, beide letzteren Fragen beantwortete er verneinend. Auf die Frage, ob er den begangenen Mord bereue, zuckte er die Achseln und nach einigem Besinnen verneinte er auch dies.

„Was brauchen Sie noch mehr zu wissen?“ sprach er endlich, „wenn ich sage, ich habe es gethan, so genügt das. Es wird sich doch nicht Jemand selber angeben, wenn er weiß, daß ihn der Galgen erwarte. Ich habe es eingesehen, daß die That doch früher oder später herauskäme und war es müde mich zu verstellen.“

Der Friedensrichter konnte nichts anderes thun, als ihn auf eine Woche in seine Zelle schicken und ein zweites Verhör vorzunehmen. Während dieser Zwischenzeit wurden Erkundigungen nach ihm ausgestellt. Er hatte sich für einen Ziegelbrenner aus Leeds ausgegeben, war verheirathet, seine Frau, seine Eltern wurden nach London gebracht, eine Confrontation fand statt, aus welcher sich ergab, wie der Selbstankläger einen Monat, ehe der Mord begangen worden, Leeds verlassen hatte und seitdem nichts von sich hören ließ. Seine Angehörigen stellten ihn als einen ruhigen und fleißigen Menschen dar, der aber in allen seinen Unternehmungen Unglück hatte und es sei wohl möglich, daß er in einem Anfall der Verzweiflung die ruchlose That begangen. Unter den Zeugen gab es auch einige, die aussagten, der Verbrecher habe sich oftmals geäußert, er wolle nach Amerika auswandern. „Mag ich das Geld zur Ueberfahrt stehlen oder Jemanden umbringen, so muß ich es mir doch verschaffen und bin ich einmal auf dem jenseitigen Ufer des Meeres,

Digitized by Google

dann kann mir für Etwas, was ich hier begehen würde, nichts geschehen;" dies sollen seine Worte gewesen sein. Einer der Zeugen sagte, er habe diese Aeußerung B—'s auch vernommen, dies sei aber im Rausch gesagt worden und er hätte ihn des Mordes nicht fähig gehalten.

Mit einem Worte, es konnte noch immer nicht herausgestellt werden, ob der Selbstankläger die That wirklich begangen oder nicht, doch aus der genauen Beschreibung des Platzes und aller Umstände, die der Mann gab und sich in seinen Aussagen niemals verwirrte, vermuthete man doch immer, daß er den Mord begangen und Niemand fiel es ein zu glauben, Jemand könne sich einer That anklagen, die er nicht begangen, somit wurde der Selbstankläger nach dem Newgategefängniß gebracht und er zu den Assisen verwiesen.

Er und das Publikum hatten nicht lange zu warten, die Sitzungen des Central-Criminalgerichtshofes sollten nächstens begonnen werden und man erwartete den Verfolg des Prozesses mit größter Spannung.

Auch diesmal war ich so glücklich einen sehr guten Platz zu erhalten, dies hatte ich einem Barrister, Mr. M. A. G—y, zu verdanken, mit dem ich seit vielen Jahren bekannt war. Er war gleichzeitig der Anwalt für den Angeklagten.

„Was glauben Sie, Mr. G—y," frug ich diesen Herrn, „ist es möglich, daß dieser Mensch losgesprochen werden könnte?"

„In diesem Falle nicht; er wird schuldig befunden werden," entgegnete Mr. G—y.

„Wenn Sie als sein Vertheidiger es schon sagen, dann halte ich das Urtheil für gewiß. Wie werden Sie ihn aber vertheidigen können?"

„Ich werde auf Unzurechnungsfähigkeit, auf Monomanie, auf zeitweiligen Wahnsinn meine Vertheidigung gründen."

Digitized by Google

„Der Mensch schien mir ebenfalls etwas melancholischen Temperaments."

„So? Sie haben ihn also gesehen?"

„Zweimal."

„Und was sind Ihre Ansichten über ihn."

„Als Psycholog würde ich ihn freisprechen. Ich halte den Menschen keines Mordes fähig. In meinem Vaterland würde er gewiß hingerichtet werden, weil dort die Selbstanklage alle Zeugenaussagen überwiegt, so daß solche in ähnlichen Fällen für überflüssig befunden und gar nicht verhört werden. Man setzt nämlich voraus, daß solche Zeugen, die einer Selbstanklage widersprechen, aus Mitleid oder anderen Beweggründen veranlaßt werden, den Verbrecher wo möglich zu retten. Eben so ist es nach dem alten Rechtsverfahren in Ungarn und in der österreichischen Monarchie nicht möglich, einen Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen, wenn er des begangenen Mordes nicht eingeständig ist, außer wenn er bei frischer That ertappt wird, oder in Standrechtsfällen, wenn gewisse Verbrechen zu sehr überhand nehmen."

„Unsere englischen Gesetze sind in dieser Beziehung viel strenger, sie sind es sogar mehr als die schottischen," sagte G—y, „dort können die Geschwornen einen Wahrspruch auf „nicht erwiesen" geben und der Angeklagte wird losgesprochen. Hier hat die Jury auf die vom Richter vorgelegten Fragen blos mit „schuldig" oder „nicht schuldig" zu antworten und im zweiten Falle geschieht es zuweilen, daß der Richter nicht zufrieden mit dem Wahrspruche, vom Vormanne der Geschworenen eine Motivirung fordert."

„Und im ersteren Falle nicht?"

„Nein, weil die Geschwornen immer eine gemilderte Ansicht gestatten, nicht so wie der Richter. Dieser giebt ihnen

Digitized by Google

eigentlich den zu fällenden Wahrſpruch in den Mund, ſo daß ihn derſelbe beinahe niemals überraſcht."

„Ein jeder ihrer Richter iſt alſo mehr oder weniger ein Draco."

„Die Gewohnheit verhärtet das Herz. So iſt es auch bei den Geiſtlichen, ſo bei den Advocaten und Aerzten. Doch jetzt ſtille, der Lord Oberrichter eröffnet die Sitzung."

Der alte Lord Oberrichter — Campbell — räuſperte ſich und eine Stille trat im gedrängten Saale ein, daß man nichts anderes als das Kniſtern der Acten hörte, als dieſelben geöffnet und auf den Tiſchen ausgebreitet wurden.

Dieſelben Zeugen, die vor dem Friedensrichter vernommen worden waren, wurden neuerdings beeidigt und verhört, bis endlich der Angeklagte oder vielmehr Selbſtankläger vorgeführt wurde. Auch ſeine Ausſage lautete in allen Punkten denjenigen gleich, die er bereits zweimal abgelegt hatte, er blieb feſt dabei ſtehen, er habe die That begangen.

„Du lügſt!" rief eine Stimme aus dem Publikum.

„Stille, ſtille!" befahlen die Polizeimänner.

„Ich werde nicht ſtille ſein," entgegnete dieſelbe Stimme. „Dieſer Mann lügt ſich an den Galgen."

„Ja, ja, er konnte die That nicht begangen haben," rief ein anderer Mann von der Gallerie herab.

Die beiden Leute ſollten von den Poliziſten hinausgeführt werden.

„Mein Lord Oberrichter," rief jener von der Gallerie, „dieſes Mannes Blut wird über Sie kommen, wenn Sie ihn verurtheilen."

Einige Minuten dauerte die Verwirrung, der Vertheidiger des Selbſtanklägers beſprach ſich mit dem Lord Oberrichter und verlangte, daß die beiden Menſchen verhört werden ſollten, worauf auch einer nach dem anderen in die Zeugenloge geſtellt wurde.

Digitized by Google

„Wer sind Sie? Wie heißen Sie?“ frug ihn der Oberrichter.

„Ich heiße Noel H—, bin Bürger und Schiffseigenthümer in Plymouth. Am Abend des — — 1859 befand ich mich mit meinem Freunde, dem Kaufmann Harry W—, im Zapfenzimmer des Gasthauses zum „blauen Anker“. Wir trafen den Mann John B— ebendaselbst, er trank ein Glas Half und Half.*) Er beklagte sich, daß er nirgends Arbeit finden könne. Sagte, er habe Weib und Kinder und sei vor einer Woche von Bristol gekommen, sei aber von Leeds gebürtig. Ich frug ihn, ob er nicht eine andere Arbeit unternehmen wolle. Er antwortete, er habe schon Vielerlei begonnen, ohne es jemals zu etwas gebracht zu haben. Er würde sich schon erhängt haben, glaube aber, daß ihm nicht einmal dies glückte, er würde auch hierbei nur leiden, ohne seinen Zweck zu erreichen. ‚Auch zum Selbstmord gehört Glück‘, meinte er, ‚mich verfolgt das Schicksal und der Strick risse; wenn ich in's Wasser spränge, holte man mich heraus. Ich habe nicht so viel Geld, um mir eine Pistole kaufen zu können, um mich zu erschießen, selbst wenn ich's erhielte, mißglückte mir dies auch. Viele Leute haben es versucht, sich zu erschießen, und haben sich blos die Kinnlade zerschmettert. Ich würde dem Lord Oberrichter danken, wenn er mich anstatt eines anderen Verbrechers hinrichten ließe. Mr. Calcraft soll es so gut verstehen, die Leute in die andere Welt zu schleudern.‘ Wir — mein Freund und ich, versuchten es, ihm diese traurigen Gedanken aus dem Kopfe zu treiben und Mr. Harry W— versprach ihm Beschäftigung zu geben, er sollte am nächsten Tage bei ihm vorsprechen, er wollte ihn als Packträger verwenden. Es war nahe an Mitternacht, als wir alle drei die Schenke verließen. Am

*) Half und Half, gemischtes Bier, zur Hälfte Ale, zur Hälfte Porter, oder Weißbier und Braunbier. Anm. des Verf.

Digitized by Google

nächsten Tage kam John B[illegible] Urtheilsspruch in den Mund, so erhielt Beschäftigung. Zwei Ta[illegible] überrascht."
anderen Manne einen großen St[illegible] oder weniger ein Draco."
liefern. Sie trugen ihn über die [illegible]rz. So ist es auch
Pferd scheu und sprengte auf die beiden[illegible] und Aerzten. Doch
sprangen bei Seite, der Spiegel glitt von[illegible] Sitzung."
Pflaster und war in tausend Stücke zertrümm[illegible] räusperte sich
nicht John B—'s Fehler, es war ein Unfall. [illegible] daß man
es sich aber zu Herzen genommen haben, denn wie dieselben
dere Packträger uns erzählte, so soll er ausgerufen [illegible]
„Ha, verfolgt mich das Schicksal also überall hin? Ist [illegible]
nicht genug, daß ich selber unglücklich bin, muß ich [illegible]
auch noch anderen Leuten Schaden zufügen? Ich sehe schon
mein einziger Retter ist Mr. Calcraft, der Londoner Henker,
darauf verließ er die Stadt und wir hörten nichts Weiteres
von ihm. Nun aber, mein Lord Oberrichter, wenn der
Mann von zehn bis zwölf Uhr Nachts im „blauen Anker"
von Plymouth war, konnte er zwischen acht und neun Uhr
Abends den Mord in Reed unmöglich verübt haben, denn
Plymouth ist über 150 Meilen entfernt und in zwei Stunden
wäre es selbst auf der Eisenbahn unmöglich, eine solche
Strecke zurückzulegen. Mein Freund, Mr. Harry W—,
kann Ihnen, mein Lord Oberrichter und meine Herren Ge-
schworenen, sein Notizbuch zeigen, in welches er John B—'s
Namen eingetragen hat, als Kaufmann, der seine Geschäfte
ordentlich führt, wird er auch den Tag, wo dieses geschah,
eingetragen haben. Außer uns Beiden, können noch der
Wirth zum „blauen Anker" und der Packträger Tom J—
die Identität John B—'s ebenfalls beschwören. Lassen Sie
ihn nicht hängen, mein Lord und Sie, meine Herren Ge-
schworenen, es wäre ein himmelschreiender Justizmord, den
Sie an ihm begingen."

Digitized by Google

[redacted]e Aussage des Glaswaarenhändlers Mr. Harry Wh— [redacted]te mit jener Mr. Noel H—'s in allen Punkten über- [redacted] Zur größeren Beruhigung des Gerichtshofes und des [redacted]blikums wurde auch nach dem Wirthe des „blauen Ankers" [redacted]nd dem Packträger Tom J— telegraphirt und beide als [redacted]Zeugen nach London beschieden; auch sie erkannten in dem [redacted] Angeklagten den Mann, der an dem Abend, an welchem [redacted] der Mord in Reed verübt worden, sich in Plymouth befand, somit war das Alibi auf's Unwidersprechlichste bewiesen und der Selbstankläger aus dem Gefängnisse entlassen.

Als er zum letztenmal vor dem Richter stand und von diesem befragt wurde, wie er so genau mit der Localität und den Umständen des Mordes bekannt geworden, erwiderte er, er habe sich dahin begeben und den Garten, so wie alle Plätze in der Umgegend genau besehen, alle Berichte über den Mord und über die Leichenbeschau gelesen. Noch einmal wiederholt er, wie ihn nur die größte Verzweiflung zu diesem Schritte getrieben und er nicht den Muth gehabt, sich selber zu entleiben. Der Lord Oberrichter hielt ihm eine ziemlich lange, doch auch in mancher Beziehung milde Strafpredigt über das Sündhafte seiner That, namentlich hob er hervor, wie er dadurch ganz unschuldige Menschen beinahe zu Mördern gemacht hätte. Endlich aber wurden ihm aus der Armenbüchse 5 Pfd. Sterl. angewiesen und unter dem Publikum eine Collecte veranstaltet, die sich auf das Sechsfache dieser Summe belief, so daß er wieder Lust zum Leben bekam und mit seinen Angehörigen nach seiner Vaterstadt zurück reiste.

„Sehen Sie," sagte zu mir M. A. G—y, „wie gut es ist, daß bei uns in England das eigene Geständniß nicht jene Geltung hat, wie bei Ihnen."

„Oh, in einem solchen Falle würde man den Menschen auch bei uns nicht verurtheilt haben," entgegnete ich.

Digitized by Google

Auch dieser Fall braucht keinen Commentar. Was hatte John B— zu diesem Selbstmordversuch veranlaßt? Nichts als die mangelhaften socialen Verhältnisse, der Aberglaube und die Gewißheit dessen, daß er gehangen werden müsse, wenn er selber gegen sich zeugte. Er würde sich selber gewiß nicht beschuldigt haben, wenn ihm anstatt des Todes Deportation oder langwierige Gefängnißstrafe erwartet haben würde und die Todesstrafe ist auch eines der größten socialen Uebel.

Digitized by Google

V.

Angebliche Monomanie.

In B—, einer der kleinen Residenzstädte Deutschlands, sonst aber einem Musensitz, wurde ich mit Fr. W. M—h, einem höchst achtungswerthen Mann bekannt. Er war Buchhändler, gleichzeitig auch selber Schriftsteller, Componist und auch Malerdilettant, ein zweiter Th. A. Hoffmann. M—h war ein sehr liebenswürdiger Mann, lebenslustig, witzig und gemüthlich. Ich stand mit ihm einige Zeit in Geschäftsverbindung und gestehe es offen, wie ich niemals einen Geschäftsmann gekannt, mit dem es so leicht war, etwas abzuschließen, wie mit ihm. Es handelte sich natürlich um geistige Waare, das unabsetzbarste Ding, wie es nur eines geben kann. Ich hatte schon, ehe ich mit ihm bekannt geworden, mit anderen Buchhändlern, namentlich mit einem der Buchhändlerkönige, Julius C— in H—g, in Verbindung gestanden und dieser hatte mich ein wenig verwöhnt, da er mit mir über meine Producte niemals feilschte, sondern mir gleich einen Preis machte, welcher eher über als unter meinen Erwartungen stand. Nicht so war es in B—, hier hatte ich die größte Mühe, meine Waare los zu werden, und zuweilen geschah dies mit Schaden, in so ferne, daß ich kaum so viel erhielt, als mich meine Verköstigung gekostet, während der Zeit, als ich mein Product zu liefern im Stande

Digitized by Google

war. Herr A—, Factor einer Buchdruckerei, sagte mir, M—y wünsche mich kennen zu lernen, ich möge ihn besuchen und mich nur auf ihn — Herrn A— berufen. So geschah es auch. M—y empfing mich auf's Freundlichste und wir wurden mit einander bald sehr intim. Es verging kein Abend, an welchem ich mit ihm nicht zusammengetroffen wäre und ich verbrachte in seiner Gesellschaft die angenehmsten Abende.

Mein Hauswirth kannte Herrn M—y ebenfalls.

„Ah, hätten Sie ihn erst vor zehn Jahren gekannt," sagte er mir, „dann würden Sie ihn noch lieber gehabt haben. Jetzt wird er schon alt, kann auch sonst nicht mehr so viel thun, wie ehemals, obschon sein Geschäft noch immer ziemlich gut geht, doch hat der Mann auch bedeutende Verluste erlebt. Er hatte ehemals einen Compagnon, einen gewissen R—, dieser war durchaus nicht reich, jetzt aber ist er M—y über den Kopf gewachsen, er gehört zu den reichsten Männern unserer Stadt."

Ich kannte auch R—, er war ein sehr höflicher, obschon etwas kalter Mann, er gefiel mir bei Weitem weniger als M—y. Ich frug den letzteren, ob ich mit R— auch Geschäfte machen könnte.

„Wenn Sie es so weit bringen, daß er sich Ihrer annimmt, dann sind Sie geborgen. Nehmen Sie sich jedoch vor ihm in Acht, er hat seine Mucken und Launen, ist eitel, bildet sich viel auf sein Talent ein, obschon dieses nicht so sehr weit her ist. Er leidet keinen Widerspruch, und wenn Sie seine Eigenliebe verletzten, dann machen Sie sich ihn zu einem unversöhnlichen Feind, vorzüglich nehmen Sie sich vor seinem Mephisto, den Dr. H—, in Acht, das ist ein Recensent, ein Mensch, der, weil er selber niemals etwas bauen konnte, jetzt vom Niederreißen der Bauten Anderer

Digitized by Google

lebt, er meint, Niederreißen sei eben so gut Arbeit, wie Aufbauen."

„Es liegt mir weder an Herrn R— noch an seinem Dr. H— viel, da ich ohnehin nicht lange hier verweilen werde. Uebrigens was brauche ich diese Leute, ich habe ja Sie."

„Nein, nein, beschränken Sie sich nicht auf mich, ich bin nicht im Stande, Sie so glänzend zu honoriren, wie R—."

So ließ ich mich denn von M—y bereden, auch R— einige meiner Producte zu liefern und er honorirte sie wirklich glänzend. Hierbei muß ich jedoch gestehen, daß mir die Richtung, welche er einschlug, nicht am besten gefiel, sie war etwas zwitterhaft, fledermausartig, hielt es mit jeder Partei, ohne es mit einer oder der anderen verderben zu wollen, und nahm zumeist nur auf materiellen Nutzen Rücksicht. Außerdem fand ich, daß R—'s geistiger Horizont ein ziemlich beschränkter war; ich wunderte mich nicht wenig, wie ihm nicht einmal die deutsche Literatur sehr bekannt war, namentlich kannte er Wieland, Th. A. Hoffmann nicht viel mehr als dem Namen nach, verstand das Wenigste aus Schiller's Gedicht: „die Götter Griechenlands" und wußte als Deutscher nicht einmal, was die Eddha und was die Walkiren seien. Mit einem Worte, er war aus einem ehemals mittelmäßigen Schriftsteller und demokratischen Journalisten ein sehr großer Kaufmann geworden.

Ohne es zu beabsichtigen, machte ich ihn dadurch zu meinem Feinde, daß ich ihm einmal sagte, ich kennte in B— blos zwei Menschen, die die Benennung „Gentleman" verdienten, ihn und M—y; dies nahm er übel auf und seines Geheimraths Drohnenstachel stach aus jedem Artikel gegen meine Producte heraus. Zu meinem größten Glücke wurden

Digitized by Google

meine Werke mit jenen eines berühmten Publiciſten Italiens gleich categoriſirt und ich bedachte, wie das Athenaeum Bulwer und das Edinburgh Review Lord Byron behandelt und wie ſich der Erſtere in ſeinem Paul Clifford durch Mac Grawler und das Aſinaeum gerächt.

Ich hielt mich demnach ausſchließlich zu M—y und er führte mich auch ſeiner Gattin ein.

Zu Hauſe ſchien mir M—y nicht jene roſige heitere Laune zu beſitzen, wie an öffentlichen Orten. Der Schlüſſel dazu mochte darin gelegen haben, daß — da er ſeinen Reichthum blos ſeiner Frau zu verdanken gehabt und dieſer größtentheils dahingeſchwunden war, ſie ihm deshalb wohl auch manche Gardinenpredigt halten mochte; ſo war ſeine Stimmung zu Hauſe eine etwas gedrückte. Sein Sohn, Adolf, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, hatte von ſeinem Vater gar nichts an ſich; es war ein ſchläfriger, energieloſer Jüngling, ohne Leben, ohne Kraft und Saft, eine Carricatur eines Werther. Er mußte das verwöhnte Mutterſöhnchen geweſen ſein, weil ich es nicht glauben konnte, ſein Vater habe ihn ſo erzogen, wie er ſchien.

Zuweilen genügt ein Wort, ein Blick, um uns die Geſchichte einer Familie zu erzählen, daß wir ſie ſo kennen, als hätten wir ſie von ihnen ſelber gehört. Ich ſprach einmal mit M—y über den Feldzug in Ungarn, den ich mitgemacht, er bat mich, ihm darüber einige Scenen zu ſchreiben in Form einer Novelle. Es ward mir nicht ſchwer ſernen Wunſch zu erfüllen und ich ſchrieb für ihn meine „Lagerſcenen“. In einem der Geſpräche laſſe ich einen alten Huſarengrimmbart ſeinem Sohne ſagen: „Wer niemals zu gehorchen verſtanden, wird niemals befehlen lernen.“ M—y fiel dieſer Satz auf, er las ihn laut in Gegenwart ſeines Sohnes und ſetzte hinzu: „Hörſt Du's, Adolf?“ Der Blick,

Digitized by Google

den er auf ihn warf, sprach noch mehr als seine Worte. M—y war in seiner Familie nicht glücklich, der Verlust eines großen Theiles seines Vermögens, hierdurch eine gewisse Abhängigkeit von seiner Gattin, und noch mehr das, daß er an seinem eigenen Sohne keine rechte Freude haben konnte, verbitterten sein Leben.

Er fing zu dieser Zeit zwei verschiedene Unternehmen an, das eine glückte ihm und das andere würde ebenfalls nicht mißlungen sein, obschon es von Dr. H—, den bösen Genius Herrn R—'s, auf's Unbarmherzigste angegriffen worden war. M—y war darüber empört.

„Was habe ich gegen diese Leute verschuldet, daß sie mich auf eine so niedrige Weise angreifen? Meine Richtung ist doch eine ganz verschiedene von derjenigen R—'s, weshalb schadet er also meinem Unternehmen?" In diesen Worten beklagte er sich.

„Sie selber haben diese Frage beantwortet, als sie sagten, Niederreißen sei auch eine Arbeit," bemerkte ich.

Dieses zweite Unternehmen ging nicht so von Statten, wie M—y es gewünscht und erwartet hatte und er stellte es zeitweilig ein.

Eines Abends besuchte ich ihn wieder auf seinem Comptoir. Er war ganz allein. Sein Buchhalter, sein Sohn und die übrigen Comptoiristen hatten es schon verlassen. Er stand an sein Pult gelehnt und als ich ihn anredete, blickte er zwar auf, fixirte mich in höchst sonderbarer Weise, sprach kaum einige Worte und sein ganzes Wesen schien mir überhaupt ganz verändert. Ich hielt es für besser zu gehen. Was konnte er gegen mich haben? Ich hatte ihn doch nicht beleidigt. Vielleicht eine Klätscherei, eine Verleumdung. Es hätte mir leid gethan, ihn mir entfremdet zu sehen und ich nahm mir vor, am nächsten Tage wieder zu ihm zu gehen

Digitized by Google

und ihn offen zu fragen, was die Veranlassung zu diesem sonderbaren Benehmen sein konnte.

Am nächsten Tage traf ich blos Herrn D—, den ersten Buchhalter M—'s, auf dem Comptoir, ich erwähnte ihm mein Zusammentreffen mit M—y am gestrigen Tage und befragte ihn um die mögliche Ursache seines befremdenden Benehmens.

„Unser Freund M—y," entgegnete D—, „ist nicht so glücklich, wie er es zu sein verdient. Eine gewisse verderbliche Melancholie beschleicht ihn zuweilen. Bilden Sie sich übrigens nicht ein, er könne auf Sie böse sein, im Gegentheil, er achtet und liebt Sie sehr. Gestern haben wir noch über Sie gesprochen und er sagte, wie er nichts so sehr wünsche, als Ihnen mehr Beschäftigung zu geben."

Kurze Zeit darauf trat auch M—y ein, er war wieder heiter und aufgeräumt, er hatte sich eben photographiren lassen und schenkte mir eines seiner Portraits.

„Sie werden sich ebenfalls photographiren lassen," sagte er mir, „und dann erwarte ich, daß Sie mir Ihr Bild geben."

Ich versprach es ihm und bei dieser Gelegenheit brachte ich auch sein vorabendliches befremdendes Benehmen auf's Tapet.

„Ich, auf Sie böse sein? Unsinn, 's fällt mir nicht im Traume ein. Uebrigens war ich gestern wieder übel gelaunt, 's ist wahr, diese Drohnen, wie Sie sie nennen, R— und Dr. H—, haben mich schon wieder angegriffen. Da, lesen Sie." Dabei reichte er mir ein ausgeschnittenes Blatt aus einer Zeitung. Der Angriff war wirklich gemein.

„Ich würde diese Leute gerichtlich belangen," bemerkte ich.

„Oh, noch dies. Er ist reich, der Herr R—. Gott bewahre mich vor einem Rechtsstreit mit ihm, das Wenige, was ich noch besitze, will ich nicht einbüßen."

Es ist schändlich, wie derartige böswillige Angriffe, die

Digitized by Google

darauf abgezielt sind, Jemandem materiellen Schaden zuzufügen, von den Gesetzen nicht geahndet werden. Dies müßte geschehen, denn sie ziehen zuweilen die traurigsten Folgen nach sich.

Bei M—y war dies wirklich der Fall, er wurde immer muthloser, kopfhängerischer, dieser Gemüthszustand artete in Hypochondrie aus und als er eines Tages eine Vorladung zur Polizei bekam, ward sie so sehr gesteigert, daß er glaubte, man verfolge ihn. Er ging jedoch mit seinem Sohne dahin. Es war eine Kleinigkeit, man verlangte von ihm Auskunft über Etwas.

„Du glaubst," sprach er zu seinem Sohne, „dies sei die Ursache gewesen, daß man mich vorgeladen? Nein, sie wollten sich nur überzeugen, ob ich noch hier bin." Nach einer Pause fuhr er fort: „Gehe nur voraus, ich werde Dir gleich folgen." Adolf ging einige Schritte weiter, hierauf hörte er einen Schuß hinter sich, und als er sich umgewandt, erblickte er seinen Vater todt am Pflaster liegen. Seine Angehörigen sagten, er habe sich in einem Anfalle von Wahnsinn getödtet. Was war aber die Ursache? Ich habe es meinen Lesern erzählt.

Digitized by Google

VI.

Aufopferung aus Liebe.

Im Sommer des Jahres 1856 kam ich in Geschäftsangelegenheiten nach Spanien. Ich war so glücklich das Zutrauen eines Engländers zu gewinnen, der mich als Gesellschafter engagirte. Die Reise von Portsmouth bis nach San Sebastian geschah auf dem Wasser, auf der Yacht meines Gönners. Es war kein Lord, kein gewöhnlicher Tourist, doch sehr reich und aus Liebhaberei Geschäftsmann. Er bildete sich ein, in Spanien ließe sich mit Geld etwas machen, eben weil in Spanien Geld ein seltenes Ding ist. Kaum waren wir indeß nach San Sebastian gekommen und von Accisebeamten chicanirt und bestohlen worden, als er seinen Plan aufgab und am ersten Abend, den wir hier zubrachten, dachte ich schon, er würde sich am nächsten Tage wieder einschiffen und nach England zurücksegeln, so mißvergnügt sah er aus. Ich wagte es, ihn über seine Absichten auszuholen und meinte, wir seien am Ende unserer Geschäfts- und Vergnügungsreise.

„Am Ende unserer Geschäftsreise allerdings," entgegnete Mr. C—, „doch zu Anfang unserer Vergnügungsreise. Mit den Spaniern läßt sich nichts machen, sie tödten einen mit ihrer Höflichkeit und Falschheit und wenn sie dazu kommen können, bestehlen sie einen noch. Da wir schon hierher

Digitized by Google

gekommen, wollen wir Alles sehen: Madrid, die Königin Isabella, die Gemäldegallerie in Escurial, die Stiergefechte in Sevilla, die schönen Tänzerinnen von Andalusien, die Alhambra und Alles, was man in drei bis vier Monaten durchmachen kann. Ich habe immer gefunden, was ich nicht gesucht, während das, was ich suchte, vor meinen Augen entschwand, wie ein Irrlicht. Also vorwärts und zwar nach Madrid."

Wir bereisten Spanien nach allen Richtungen, hielten uns nirgends länger auf, als nothwendig war, das Sehenswertheste zu beaugenscheinigen, und gewöhnten uns bald an die Maulthiere, an die mit Oel und Rosmarin zubereiteten Speisen, an die schmutzigen Haziendas und Ventas und an die noch viel schmutzigeren Mönche, auf die wir allenthalben stießen.

In Sevilla hielten wir uns drei Tage auf und wohnten einem Stiergefechte bei. Ich gebe es auf, dieses zu beschreiben, keinem meiner Leser könnte ich etwas erzählen, was er nicht schon aus den vielen illustrirten Journalen kennte. Ein paar Pferde und sechs Stiere wurden getödtet, es war ein aufregender, doch Ekel erregender Blutspectakel und das Schlimmste dabei war, daß sich die zarten Damen an dieser Metzgerei ergötzen konnten. Sie blickten so entzückt auf die blutige Arena, als wäre es ein Feenballet gewesen.

Unter diesen vielen lachenden Gesichtern, klatschenden Händen, wogenden Busen, erblickten wir eine einzige Gestalt, welche bei dem Schauspiel so kalt und unbeweglich blieb, als wäre sie eine Statue, die man hingesetzt, um eine Abtheilung zwischen den Logen zu bilden. Es war eine Dame von blendender Schönheit, obschon nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre. Ein Cavalier mit Silberhaaren und ein Jesuit unterhielten sich mit ihr. Den ersteren hielten wir für ihren Vater.

Digitized by Google

„Sennor Bouquet," sprach Mr. William C—, mein Reisegefährte zu einem Herrn, der uns von San Sebastian aus überallhin begleitete und Mr. C— als Dolmetscher diente, „erfahren Sie, wer jene Dame in schwarzem Sammetkleid mit der Schwertlilie am Busen ist."

„Ah, ich weiß, welche Sie meinen, Mr. C—, ich kenne sie, d. h. dem Ansehen und Namen nach" entgegnete Bouquet, „es ist die Marquise von P—"

„Und der alte Herr an ihrer Seite?"

„Ihr Gatte."

„Teufel, eine so junge Gattin, das ist gefährlich."

„Die Dame ist so jung nicht."

„Sie kann kaum dreißig Jahre alt sein."

„Sie ist nahe an sechzig."

„Oh, also eine zweite Diana von Poitiers. Und ihr Mann?"

„Zwei bis drei Jahre älter als sie."

„Das hätte ich niemals geglaubt."

„Die Geschichte dieser Dame ist eine höchst sonderbare, mehr als dies, eine schauderhafte. Wenn Sie sie kenneten, würden Sie sich noch mehr darüber wundern, wie sie immer so schön geblieben."

„Sie kennen ihre Geschichte?"

„Ich habe sie aus der besten Quelle. Wenn wir wieder aus Spanien kommen, so daß ich nichts zu befürchten habe, will ich sie Ihnen erzählen, hier würde ich's nicht thun, wenn Sie mir ganz Sevilla schenkten."

Bouquet hatte sich nämlich vorgenommen, sein Vaterland für immer zu verlassen und Mr. C— versprach ihm eine Anstellung in London in einem Handlungshause zu finden.

„Dieser Teufels-Bouquet wird nicht zu bewegen sein,

Digitized by Google

uns die Geschichte der Marquise P— zu erzählen," sagte Mr. C—. „Er glaubt wirklich, die Wände, die Bäume und Sträuche und selbst die Luft haben Ohren und könnten ihn verrathen. Es ist möglich, daß ich die Dame vergesse, ehe wir Spanien verlassen, Sie haben ein gutes Gedächtniß" (dies sagte er zu mir). Sie werden ihn an sein Versprechen erinnern, sobald wir wieder in Onslow Square (der Wohnung Mr. C—'s) angelangt sind.

Nachdem wir Sevilla gesehen, reisten wir in östlicher Richtung weiter. Die Yacht segelte schon von San Sebastian zurück. Wir selbst reisten nach Marseille, von dort nach Paris und so endlich nach Hause, nach London. Bouquet erhielt die Anstellung, die ihm Mr. C— versprochen und als wir uns erholt hatten, dachte ich daran Bouquet an sein Versprechen zu erinnern und uns die Geschichte der Marquise von P— zu erzählen.

„Es war kurze Zeit nach dem Sturz der französischen Herrschaft," begann er seine Erzählung, „und der Restauration der Bourbons in drei großen Staaten (Frankreich, Spanien, und Neapel), als Donna Silvia D— das Kloster der Karmeliterinnen in C—, wo sie seit ihrem zehnten Jahre erzogen wurde, verließ. Sie mochte damals ein Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren gewesen sein. In Spanien wird dieses Alter bei Damen schon für ein überreifes gehalten, es war folglich die höchste Zeit, sie unter die Haube zu bringen. Sie haben sie gesehen und können sich denken wie sie als Mädchen ausgesehen, obschon sie sich nicht sehr verändert. Drei Cavaliere bewarben sich um ihre Hand. Der eine ein naher Verwandter ihres jetzigen Gatten, sein Oheim nämlich, ein Mann von nahe an sechzig Jahren, der jetzige Marquis von P— und ein dritter, Don Manuel G—, ein junger Mann aus einem der ältesten Geschlechter

Digitized by Google

Spaniens, doch sehr arm, wie es die meisten spanischen Cavaliere sind. Auch der Marquis von P— war arm, er würde erst reich geworden sein, wenn er seinen Oheim, Don Rodrigo S—, beerbt hätte.

„In Spanien ist es für junge Damen noch schlimmer als anderswo. Ein Mädchen besitzt nicht die geringste Freiheit, sie wird nicht viel anders betrachtet, als die Tscherkessinnen, die Familie verfügt über sie. So hatte denn auch Donna Silvia's Familie ihre Hand schon Don Rodrigo zugesagt, die beiden anderen Cavaliere hatten blos das Nachsehen. Donna Silvia liebte ihren Gatten nicht und sie unterhielt sowohl mit dem Marquis wie mit Manuel hinter dem Rücken ihres Gemals einen Briefwechsel und eine platonische Liebe, die aber, wie Sie sich leicht denken können, keinen der Dreien befriedigte. Es war ihr jedoch unmöglich, den beiden Herren mehr Freiheit zu gestatten, denn Don Rodrigo bewachte sie wie Danaos seine Tochter. Je ängstlicher er sie hütete, desto lebendiger wurde bei ihr das Verlangen nach Freiheit und dem Verbotenen. Aus dem anfänglichen Widerwillen gegen ihren Gatten entstand zuletzt Abscheu und Haß.

„Don Manuel war es mittlerweile gelungen, sich bei Don Rodrigo derart einzuschmeicheln, daß er ihn zu sich in's Haus nahm, er wußte zwar sehr gut, daß Don Manuel sich einst Hoffnung gemacht hatte auf Donna Silvia's Hand, doch auch das, daß sie diesem den Marquis von P— vorzog. Manuel hatte außerdem den Gatten Silvia's durch allerlei kleine Dienste verpflichtet. Möglich ist's doch, daß Don Rodrigo es für das Beste hielt, den weniger begünstigten Nebenbuhler als Hüter gegen den gefährlicheren aufzustellen. Dies ist keine schlechte Taktik.

„So kalt sich Donna Silvia von dem Augenblicke an,

Digitized by Google

in welchem Manuel in's Haus aufgenommen wurde, benahm, um so viel mehr suchte sie sowohl ihm als ihrem Gatten ein Schnippchen zu schlagen und der Briefwechsel zwischen ihr und dem Marquis wurde noch lebhafter. Don Rodrigo mochte endlich hinter die Schliche seiner Gattin gekommen sein und um sie keinen Versuchungen auszusetzen, verließ er mit ihr Madrid und zog auf sein Landgut in Andalusien, nicht weit von Granada.

„Zu jener Zeit gab es außer den Accisebeamten und Mönchen auch andere Räuber und zwar nirgends in größerer Menge als eben in Andalusien. Diese Stegreifritter beschränkten sich indeß auf Beraubung von Reisenden auf offener Landstraße, es geschah wohl, daß sie auch in einsamen und abgelegenen Ventas sich zeigten, doch wagten sie sich in Städte und Dörfer nicht.

„Um so mehr zu verwundern war es also, daß sie in L—, einem großen Dorfe, den Landsitz Don Rodrigo's, eingebrochen sein sollten, wie dies ausgesprengt wurde. Don Rodrigo wurde nämlich eines Morgens in seinem Bette ermordet gefunden und die Gattin, oder durch den Tod Rodrigo's Wittwe, sprengte überall aus, die That sei von Räubern verübt worden. Niemand glaubte daran und eine Commission wurde aus Sevilla ausgesendet, um den Thatbestand zu untersuchen. Alles wies dahin, daß es nicht Räuber sein konnten, die Don Rodrigo ermordet, es fehlte kein Geld, es konnte keine Rache gewesen sein, weil Don Rodrigo mit der ganzen Welt in bester Harmonie lebte. Es war vielmehr offenbar, die That sei von Jemandem im Hause begangen worden und zwar von keinem Diener, denn Don Rodrigo pflegte seine Zimmer abzusperren und blos sein alter Kammerdiener, der über jeden Verdacht erhaben stand, hatte Zutritt bei ihm. Es waren demnach nur zwei Personen,

Digitized by Google

die mit Don Rodrigo in derselben Enfilade von Zimmern wohnten, seine Gattin und Don Manuel.

„Auch in Spanien gilt das Rechtsaxiom: ‚wer Nutzen von einem begangenen Verbrechen haben kann, ist der wahrscheinliche Thäter.‘ Wer konnte vom Tode Don Rodrigo's Nutzen haben, als sein Neffe, der Marquis von P—, sein nächster Erbe? Dieser war aber zur Zeit, wo die Mordthat begangen worden war, nicht nur nicht an dem Orte, sondern nicht einmal in Spanien, denn er wurde in einer diplomatischen Mission nach Paris gesendet. Demnach traf der Verdacht Donna Silvia.

„Während der Hausdurchsuchung fand man unter ihren Schriften Briefe von ihrem Geliebten, dem Marquis, in welchen er sie zur Geduld und Ergebung ermahnte, doch gab es einige Stellen in denselben, die gegen sie zeugten und der Verdacht wurde immer stärker und beinahe zur Gewißheit, als man auch einige Phiolen mit Gift unter ihren Effecten fand.

„Bei dieser Untersuchung mußte Don Manuel die Herren der Commission überallhin führen und ward mit ihnen immer vertrauter. So erfuhr er von ihnen, daß Donna Silvia arretirt werden sollte.

„Manuel hatte am Abende jenes Tages, wo die Arretirung der Wittwe besprochen wurde, eine geheime Unterredung mit dieser Dame. Was der Inhalt ihres Zwiegesprächs gewesen sein mochte, konnte man niemals erfahren, doch gewiß ist's, daß am nächsten Morgen nicht sie, sondern Don Manuel gefangen genommen und in Ketten nach Sevilla geschickt worden war und zwar als Mörder seines Wohlthäters und Freundes Don Rodrigo.

„Donna Silvia begab sich sofort nach Madrid, schrieb auch ihrem Geliebten nach Paris und berief ihn zurück.

Digitized by Google

Sie hatte sich in eigener Person bei Hofe für Don Manuel verwendet und um seine Begnadigung gebeten. Sobald aber der Marquis von P — nach Madrid zurückkehrte, wechselte sie ihre Taktik und intervenirte nicht mehr zu Gunsten Manuels. Dieser wurde, nachdem er die That auf sich genommen, zum Tod verurtheilt und in Sevilla durch die Garotte hingerichtet. Der Marquis beerbte Don Rodrigo und nach Beendigung des Trauerjahres heirathete er die Wittwe.

„Fünf Tage nach der Hinrichtung Manuels kam ein Jesuit, Don Pablo — G —, der jüngere Bruder des Hingerichteten, nach Madrid und ließ sich bei Donna Silvia anmelden, er hatte mit ihr eine Unterredung und sie war mehre Tage nach derselben sehr niedergeschlagen. Der Jesuit blieb in Madrid und besuchte wohl den Marquis wie auch Donna Silvia. Als sich diese beiden trauen ließen, nahmen sie den Jesuiten zu sich in's Haus und zogen hierher.

„Sie haben den Jesuiten in der Loge der Marquise gesehen, meine Herren. Wissen Sie, was er dort vorstellt? Das Gewissen und die Folter. Er wird ihnen am Halse bleiben bis an seinen Tod. Ihm hatte Don Manuel gebeichtet, ehe er hingerichtet wurde. Donna Silvia und ihr Gatte wissen dies sehr gut, er hält das Schwert des Damokles über ihr Haupt.

„Sie werden mich jetzt wahrscheinlich fragen, wie es kommt, daß ich die Sache so genau kenne. Ich will es Ihnen erklären. Vor drei Jahren reiste ich nach New-York, wo ich mit einem Arzte bekannt wurde, den ich sofort als einen Landsmann erkannte. Er war ehemals Jesuit und entfloh aus dem Kloster, begab sich nach den Vereinigten Staaten und wurde Protestant. Diesem hat Pablo die Beichte Manuels mitgetheilt, d. h. er hat ihm ebenfalls gebeichtet und ihn um Rath befragt, wie er den Tod seines Bruders an

Digitized by Google

seinen Mördern — dem Marquis von P— und seiner Gattin, rächen solle. Als er von seinem Freunde einen Rath erhalten, befolgte er denselben. — Sennor F— jetzt Arzt in Amerika, war des Klosterlebens und den Katholicismus überdrüssig geworden, er hält die Ohrenbeichte für einen der größten Mißbräuche unserer Kirche und scheut sich nicht, Dinge, die ihm, als er noch Jesuit gewesen, mitgetheilt worden, auch Anderen zu erzählen, ja, er hat diese Geschichte in einem Buche veröffentlicht. Ich muß es unter meinen Effecten haben und werde es Ihnen zum Lesen geben. — In Spanien würde ich es doch nicht gewagt haben, Ihnen diese Geschichte zu erzählen, weil — wie ich Ihnen sagte, dort die Polizei ihre Ohren überall hat und mit so mächtigen reichen Herren, wie der Marquis von P— ist es doch nicht rathsam, anzubinden."

Dies war die Geschichte, die uns Bouquet erzählte und er hat uns auch das Buch, welches darüber handelt, zu lesen gegeben. Ich habe keine Ursache anzunehmen, daß die Geschichte erfunden sei, sie hat wenigstens viel Wahrscheinlichkeit an sich.

Digitized by Google

VII.

Justizmord oder Selbstmord?

Bis jetzt habe ich schon zwei Fälle angeführt, in welchen Justizmorde dazu dienten, um Menschen, die ihres Lebens müde waren, in's Jenseits zu schleudern. In dem einen (den mysteriösen Mord in Reed) wurde zwar der Selbstankläger durch Zeugen, die sein Alibi bewiesen, gerettet, er würde jedoch, wenn diese durch Zufall verhindert worden wären, bei seinem Endverhör gegenwärtig zu sein, hingerichtet worden sein. Im anderen Falle, bei Manuel Garcia, wußte es ein Mann, sein Bruder, er sei unschuldig, ohne ihn zu retten. Soll also die Justiz, die doch den Selbstmord als Vergehen betrachtet, diesem noch behilflich sein? Wäre dies möglich, wenn die Todesstrafe abgeschafft werden würde? Gewiß nicht. Wenn Jemand, namentlich, wie dies in den zwei von mir erzählten Fällen geschah, anstatt zum Tode, zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt werden würde, später einsehe, er habe Unrecht gehabt, sich selber anzuklagen, es später bewiese, daß er das Verbrechen, dessen er sich schuldig bekannt, nicht begangen — oder wenn dies durch andere Umstände bewiesen werden würde, dann könnte eine Schadloshaltung stattfinden, wenn aber ein Mensch hingerichtet wird, wo ist da die Möglichkeit einer solchen Schadloshaltung? Ferner ist noch im Falle Manuel Garcia's die

Digitized by Google

Ohrenbeichte als eine Mitverschwörerin des Justiz- und des Selbstmordes da. Man wird mir hierauf antworten, daß die Ohrenbeichte nur in katholischen Ländern üblich ist. Doch, bildet nicht die katholische Bevölkerung in Europa die Mehrzahl? Soll also diese durch das Sacrament den Menschen im Selbstmorde Vorschub leisten?

Ich werde jetzt einen Fall erzählen, wo der Selbstankläger als Protestant eine Beichte ablegte und doch nicht gerettet wurde. Die Vorurtheile verschworen sich dazu, ihn den Selbstmord durch die Justiz begehen zu lassen. So gut es in diesem Falle geschehen konnte, wird es auch in anderen Fällen so sein können. Lassen wir die Facta sprechen.

In Erlau lebte in den dreißiger Jahren (im Jahre 1836) ein reicher Bäcker, er war Wittwer und besaß ein ansehnliches Vermögen. Er bewarb sich um die Hand eines Mädchens, deren Vater ihm tausend Gulden schuldig war. Kati war das hübscheste Mädchen in der Umgegend und hatte bereits ihr Herz einem ausgedienten Soldaten verschenkt. Der Bäcker war mehr als fünf und zwanzig Jahre älter als sie, sie liebte ihn nicht und gab nur dem moralischen Zwange nach, um ihm an den Altar zu folgen. Es war voraus zu sehen, daß dies eine unglückliche Ehe werden würde. Sie war es auch. Der Bäcker war ein roher Mensch, der nichts that, um die Liebe seiner jungen Gattin zu erwerben, er war eifersüchtig, beargwöhnte und mißhandelte sie und man sah Kati nie mehr froh gestimmt.

Kati's Geliebter lebte ebenfalls in Erlau, er fand Gelegenheit mit ihr zusammen zu kommen und wollte sie zur Flucht bereden, sie aber wies diesen Antrag zurück, indem sie sagte: „Du bist ledig, wirst ein anderes Mädchen finden, laß mich mein Unglück allein tragen.“

Ob das Verhältniß Kati's mit dem ausgedienten Sol-

Digitized by Google

daten ein platonisches gewesen oder ob es in ein ehebrecherisches ausgeartet sei, ist so ziemlich gleichgiltig in dieser Sache und wäre selbst das letztere zu entschuldigen, wenn man bedenkt, daß sie den jungen Mann schon vor ihrer Ehe geliebt, mit ihrem Gatten aber sehr unglücklich, folglich unzufrieden war.

Eines Morgens, als die Bäckergesellen ihren Meister erwarteten, erschien er nicht und es waren einige Kunden da, die ihn sprechen wollten. Die Leute pochten an seiner Thür und als keine Antwort erfolgte, erbrachen sie sie, weil sie etwas Schlimmes befürchteten, fanden ihn aber nicht im Zimmer, nur die Meisterin.

„Wo ist der Meister?" frug der Altgesell.

„Ich weiß nicht," war Kati's Antwort. „Er war die ganze Nacht nicht zu Hause, wird wahrscheinlich in den Löwen (ein Gasthaus in Erlau) gegangen sein. Er hat es schon öfters gethan, daß er über Nacht ausgeblieben."

Dies mochte sein und die Leute verrichteten ihre Arbeit ohne ihn, als er aber auch den ganzen und die beiden folgenden Tage nicht erschien, fiel den Leuten seine Abwesenheit auf und sie machten vor dem Magistrat eine Anzeige, zufolge welcher Kati und ihr Geliebter verhaftet und verhört wurden, auch stellte man Nachsuchungen um den Vermißten an, die nicht lang erfolglos blieben. Vier Tage nach dem Verschwinden des Bäckers fand man seinen zerstückelten Leichnam in einer Aushöhlung am Ufer des Egerflusses.

Der Verdacht des Mordes fiel auf Niemand sonst, als auf die beiden Verhafteten, beide leugneten die That, doch wiesen mehre Umstände darauf hin, daß der Mord von einem derselben begangen worden war, namentlich waren die Inzichten gegen den Geliebten Kati's sehr sprechend. Einige Zeugen behaupteten, ihn in der Nacht, in welcher der Bäcker

Digitized by Google

verschwunden, über dessen Gartenzaun steigen gesehen zu haben, ferner fand man in des verdächtigen Mannes Wohnung blutige Unterkleider, eine Axt, deren Schaft ebenfalls noch Blutspuren zeigte, endlich aber hatte er eine goldene Uhr des Bäckers an einen Juden verkauft und lebte mehre Tage sehr flott, so daß sich alle Leute darüber wunderten, wie ein Mensch, der sonst kaum so viel erwarb, um sein Leben fristen zu können, plötzlich einen solchen Aufwand machte und eine Banknote um die andere und Dukaten einwechselte.

Zu jener Zeit gab es in Oesterreich, namentlich in Ungarn, eine Gattung Tortur bei den vorläufigen Verhören, zumal wenn der Angeschuldigte sich in seinen Antworten verwickelte. Barcza Istók, so hieß der ausgediente Soldat, war aber das Prügeln noch vom Regimente her, in welchem er ehemals gedient, zu sehr gewöhnt, als daß ihn dies zu Geständnissen bewogen hätte und nur durch ein richterliches Stratagem des Untersuchungsrichters gelang es, den Verbrecher des begangenen Mordes zu überführen.

Weder während der Voruntersuchung noch im Hauptverhör gestand Istók, Mitschuldige gehabt zu haben und Kati, die sich bis zum Geständnisse ihres Geliebten, immer für unschuldig erklärt hatte, würde entlassen worden sein, doch als sie erfuhr, ihr Geliebter habe endlich die That eingestanden, änderte sie von diesem Augenblick ihr bisheriges Geständniß und sagte gegen sich aus.

Zu dieser Zeit brachte mich der Zufall nach Erlau, wo ich mehre Freunde hatte, namentlich den Obernotar Ladislaus von Schné, meinen ehemaligen Schulkameraden. Da ich auch Gerichtstafelsbeisitzer des Heveser Comitats war, durfte ich an den Gerichtsverhandlungen theilnehmen und obschon ich dies sonst niemals zu thun pflegte, interessirte

Digitized by Google

mich der Fall zu sehr, als daß ich die Gelegenheit ausgelassen hätte, einem meiner Mitmenschen das Leben zu retten. Im Hauptverhöre, dem ich beiwohnte, hatte Kati den Mord wieder auf sich genommen und beharrte bei ihrer Aussage selbst bei der Confrontation mit Istók. Dieser leugnete auf das Bestimmteste die Mitschuld Kati's, eben so wie diese dasselbe ihm gegenüber that. Es war nur zu augenscheinlich, daß er sie, sie aber ihn retten wollte. Gegen ihn sprachen jedoch alle Inzichten und er erzählte die begangene That so ausführlich und umständlich, daß an seiner Schuld nicht zu zweifeln war. Kati hingegen sagte blos, sie habe ihn zum Morde bereden wollen und als er denselben nicht begehen wollte, habe sie ihren Gatten erschlagen, Istók die Uhr und das Geld, ja sogar die Wäsche des Verstorbenen geschenkt und er habe die That erst erfahren, als sie schon vollbracht und ihr geholfen, den Leichnam, den sie eigenhändig zerstückelt, an den Egerfluß zu tragen und an der Stelle, wo derselbe gefunden worden, zu verscharren.

Die Meinungen über die Mitschuld Kati's am Morde waren getheilt, mein Freund Ladislaus Schné, einige der jüngeren Comitatsmagistratualen und Assessoren, so wie auch ich, hielten sie für unschuldig und gaben unsere Stimmen dahin ab, daß sie von der Todesstrafe freigesprochen werden müßte. Der Präsident des Gerichts, der erste Vice-Gespan, ein alter zopfiger Jurist und die älteren Herren zerschnitten die Debatten dadurch, daß sie sagten, nach den ungarischen Gesetzen sei die Selbstanklage in Criminalsachen entscheidend und dem Zeugnisse von tausend Zeugen gleich zu stellen, nach dem veralteten Rechtsaxiom: „propria oris confessio aequivalet mille testes.“ Es war vergebens, daß wir uns dagegen stemmten, wir wurden mit großer Stimmenmehrheit aus dem Felde geschlagen und das Todesurtheil gegen

Digitized by Google

VIII.

Selbstmord aus Rachsucht.

Nicht vergebens hat es die Gesetzgebung der älteren Zeiten so bestimmt, daß der Selbstmord als ein an der Gesellschaft und der Familie, der der Selbstmörder angehört, begangenes Verbrechen bezeichnet wurde, in den allermeisten Fällen ist dies auch wirklich so. Der Selbstmörder bestraft nicht sich, denn er hält den Tod für Etwas, was er leichter tragen kann, als das Leben voller Mühen und Drangsalen, doch die Familie, die er in Trauer stürzt, ihnen die einzige Stütze, die sie an ihn hatten, raubt, und der Gesellschaft selber ein vielleicht unersetzbares Mitglied entreißt.

Es geschieht manchmal, daß der Selbstmörder im Augenblicke, in welchem er sich zu der schrecklichen That entschlossen, es nicht überlegt, welchen Schaden er seinen Angehörigen zufügt oder sind seine Beweisgründe irrig und er glaubt, seiner Umgebung einen Dienst zu leisten, indem er sich als ein Hemmniß im Wege Anderer betrachtet und sich hinwegräumt, manchmal aber verleitet ihn auch Rachedurst und Bosheit, zuweilen sogar jener Leichtsinn, der sich im Sprichworte des berühmten Diplomaten Fürsten Metternich in den Worten: „aprez moi le déluge“ befindet, dazu, eine solche rasche und böse That zu verüben. Dies ist die wahre Monomanie und ein solcher Felo-de-se ist als Kranker

Digitized by Google

zu betrachten. Zur Illustration dessen, was ich hier angeführt, diene der folgende Fall.

Zu Anfang des Jahres 1832 bereiste ich mit meinem Oheim Italien und da wir mit Empfehlungsschreiben reichlich versehen waren, gelang es uns, in viele der angesehensten Häuser Italiens Zutritt zu erhalten. Namentlich führte uns ein Officier des Infanterieregiments Mazzuchelli durch sein Empfehlungsschreiben in die besten Häuser Mailands ein. Unter diesen befand sich auch einer seiner Oheime, Signor A— B—mi, welcher sechszehn Jahre später (im Jahre 1848) als Mitglied der provisorischen Regierung eine hervorragende Rolle spielte. Signor B—mi war sehr reich, Bankier, dabei aus einer altadeligen Familie, so daß er in seinen Salons beide Gattungen der Aristokratie, der Geburt und des Vermögens, empfing.

Unter den Herren, die ich dort antraf, fiel mir namentlich ein Mann von imposantem Aeußeren, der Marchese L—, auf. Er stach von allen übrigen Italienern ab, sowohl seinem Aeußeren, als seinem Benehmen nach. Erstens war er blond, was hier eine Seltenheit ist, dann gestikulirte er niemals während des Sprechens, wie es die anderen Italiener zu thun pflegen, er war wortkarg, in sich zurückgezogen, wenn er aber in ein Gespräch gezogen wurde, war jede einzelne seiner Sentenzen gediegen, ein Aphorism, ein Axiom. Ich würde ihn tausendmal eher für einen Britten gehalten haben. Marchese L— war nicht reich, er besaß eben nur soviel, um unabhängig leben zu können. Die Italiener sind im Allgemeinen die sparsamsten Leute, ja beinahe filzig. L— war das letztere nicht. Ich will nicht sagen, daß er mehr ausgab, als es seine Vermögensumstände gestatteten, doch legte er davon auch nicht das Geringste zurück. Durch den Tod eines seiner Vettern erhielt er später ein namhaftes Vermögen.

Digitized by Google

eine Liebschaft, wie jene Dante's für Beatrice. Als Carlo später nach Mailand kam und vom Testamente des Vetters hörte, doch auch die Beatrice seines Bruders erblickte, erglühte auch er in Liebe für sie, und da er beim Regimente das Courmachen aus dem Grund erlernt hatte, war es für ihn keine schwere Aufgabe, bei ihr seinen Bruder aus dem Sattel zu heben. Carlo war aber ein heilloser Verschwender und hatte viele Schulden, die Mitgift Camilla's — ihr Vermögen — welches, wie ich erwähnt, von der Mutter her stammte, betrug etwa 120,000 Lire, während jenes ihres Vaters mehr als das Zehnfache werth war. Wie sollte er es anstellen, um sowohl die schöne Dame als das ungeheuere Vermögen zu erhalten? Sein Bruder würde sich keinen Augenblick bedacht, sondern unzweifelhaft sich für Camilla entschieden haben.

„Glauben Sie, daß wenn Sie Camilla heirathen, Ihr Bruder Ihrem Beispiele folgen und sich ebenfalls verehelichen würde?" frug ein neuer Jago den Chevauxlegers-Officier.

„Niemals. Seine Liebe für Camilla ist mit ihm so verwachsen, daß er sich erschösse, wenn sie ihn nicht wählte," war Carlo's Antwort.

„Und Sie haben sie erobert, sie liebt Ihren Bruder nicht mehr?"

„Sie hat ihn niemals geliebt. Ehe sie mich kennen gelernt, würde sie ihn eben so gut geheirathet haben, wie jeden anderen, den man ihr vorgeschlagen haben würde. Erst ich habe dies schöne Gefühl in ihrer Seele geweckt."

„Dann begreife ich nicht, wie Sie noch zandern können," sagte der Jago Carlos. „In diesem Fall sind Sie der natürliche und nächste Erbe ihres Bruders. Genügt Ihnen die Mitgift Camilla's nicht, wer hindert Sie daran, auf Ihre

Digitized by Google

Erwartungen Schulden zu machen, wenn Sie mit dem geringen Vermögen Ihrer Gattin zu Ende gekommen sind. So gut Sie Ihren Bruder kennen, wird es auch andere Leute geben, die eben so berechnend sind. Uebrigens werden Sie's kaum brauchen, einige Jahre wird das Vermögen Camilla's doch auslangen. Wenn Sie aber glauben, Ihr Bruder erschösse sich, dann erhalten Sie's sofort und Sie brauchen weder Schulden zu machen, noch Ihr Vermögen zu verprassen."

Dies war ein gewissenloser Rathschlag. Der Bruder sollte auf den Tod des anderen Bruders rechnen. Und es geschah dennoch so. Der Marchese wußte nicht, daß auch Carlo in Camilla verliebt sei, denn sowohl er, als die junge Dame hielten es für gerathen, ihn zu täuschen und erst, als der Marchese förmlich um die Hand Camilla's anhielt, rückte sie mit der Wahrheit heraus, indem sie ihm ihre Liebe zu Carlo bekannte. Der getäuschte Marchese hielt den Schlag ruhig aus, wie dies ein Mann nur thun kann. Carlo und Camilla waren über seine Ruhe nicht wenig erschrocken, sie dachten, ihre Pläne würden ihnen mißglücken. Später beruhigten sie sich, einige hingeworfene Aeußerungen des verschmähten Liebhabers in Gegenwart Fremder ließen in ihnen die ehemaligen Hoffnungen wieder aufkeimen und so heirathete Carlo die schöne Camilla auf gut Glück. Ein großer, ja der größte Theil der Mitgift mußte als Deckung jener Schulden dienen, die der junge Cavalier noch als Officier gemacht, das Uebrige — so dachte das junge Ehepaar, verlehnte nicht die Mühe, um es anzulegen, sondern sie lebten nur vom Capital.

Der Marchese L— war sofort nach der Vermählung seines Bruders nach der Schweiz gereist und ließ lange Zeit nichts von sich hören. Indessen war nicht nur das

Digitized by Google

Vermögen Camilla's bis auf den letzten Bajocho verpraßt, ja, das junge Ehepaar hatte sogar schon bedeutende Schulden. Selbst auf derartige große Erwartungen, wie Carlo sie den Leuten vormachte, borgte man nur auf sehr wucherische Geschäfte. Durch Verlängerungen der fälligen Wechsel wuchsen die Schulden noch höher an und wer weiß, wie lang sie noch solche machen konnten.

Da traf endlich zu beider Gatten unbeschreiblicher Freude die Nachricht vom Tode des älteren Bruders in Mailand ein. Es hieß, er sei auf einer seiner Streifereien zwischen den Gletschern von einer Lawine überrascht und verschüttet worden.

Was war jetzt natürlicher, als daß Carlo sogleich die nöthigen Schritte that, um sich die Erbschaft nach dem Tode seines Bruder anzueignen. Dies konnte aber nicht so schnell geschehen. Die Behörden verlangten authentische Zeugnisse vom Ableben des älteren Bruders und selbst als diese eingetroffen waren, zögerte man noch immer mit dem Verabfolgen des Vermögens.

Diese Verzögerungen nöthigten Carlo zu neuen Schulden, und da sich seine Erwartungen zur Hälfte realisirt hatten, stieg sein Credit, somit seine Bedürfnisse und sein Leichtsinn. Endlich wurde er ungeduldig, und als er den Beamten, in dessen Hände sich das Vermögen befand, um die Ursache der Verzögerung befrug, entgegnete ihm dieser, daß er nichts zu hoffen habe, da das Vermögen dem nächsten natürlichen Erben des Marchese zufiele. Wer war dieser? Sein Sohn. Der Marchese L— hatte in Genf eine Dame geheirathet, doch seine Ehe geheim gehalten. Es war nicht aus Liebe, sondern um seinem unwürdigen Bruder das Vermögen zu entziehen, welches zu gewinnen dieser vor einer nichtswürdigen Handlung nicht zurückschauderte. Der Mar-

Digitized by Google

dieſe wartete nur ſo lange, bis ihn ſeine Gattin mit einem Knaben beſchenkte, einen Monat nach der Geburt dieſes Kindes, unternahm er jenen verhängnißvollen Spaziergang in den Gebirgen, der ihm das Leben koſtete. Der Bruder aber war zum Bettler geworden.

Digitized by Google

IX.

Zwei Opfer höherer Politik.

Es wird wohl wenig Leser geben, die die Namen der Personen, die ich hier nur mit Initialen bezeichne, nicht errieten, da ich mir jedoch vorgenommen, auf keine Seite hin Anstoß zu erregen, bleibe ich consequent dabei, dies Buch in derselben Weise fortzusetzen, wie ich angefangen, nicht daß ich mich scheute, die Wahrheit unverhüllt darzustellen, sondern weil die Thatsachen immer dieselben bleiben, ob ich die ganzen Namen ausschreibe oder ob ich sie nur mit Anfangsbuchstaben bezeichne. Nun aber gehe ich zur Erzählung über.

Einer der mächtigsten Staaten Europas hatte an dem Freiherrn von B— einen Mann, der das zerrüttete Finanzwesen ziemlich in Ordnung brachte, so daß man sich der Hoffnung hingab, dieser bisher ungescheuerte Augiasstall habe an ihm seinen Hercules gefunden und sowohl die inländischen wie die ausländischen Journale überströmten von Lobpreisungen, mit denen sie den neuen Minister überhäuften, sie stellten ihn hoch über Sully, Colbert und Necker und seine Ehrenhaftigkeit war über jede Verdächtigung erhaben.

Da plötzlich wurde dieser Staat in einen Krieg verwickelt, von dem der Minister B— seinen Monarchen auf's Eindringlichste abgerathen, weil er einsah, daß das, was er in

Digitized by Google

vielen Jahren in Ordnung gebracht, wieder verwirrt und die angefangenen Reductionen im Staatshaushalt von keinem Nutzen sein würden, endlich aber, daß neue Staatsschulden contrahirt werden müßten, um den Krieg mit Hoffnung auf Erfolg zu führen. In diesem Staate war man es sehr gewöhnt, daß Individuen, die mit Geldern betraut wurden, in ihre Tasche wirthschafteten, dies war ein Uebelstand, dem bis dahin noch niemals abgeholfen wurde und zumal war es das Kriegsbudget, wo die größten Unterschleife vorkamen, es war keine gehörige Controle und der Finanzminister hätte hunderttausend Augen haben müssen, um Alles zu sehen.

Niemand dachte daran, daß der Feldzug ein kurzer werden würde und auf die Länge desselben rechnend, begannen die Unterschleife in großem Maßstabe. Man erzählte, daß Napoleon der Erste, als er seinen ersten Feldzug in Italien begonnen, den Armeelieferanten geboten habe, 25,000 Stück Ochsen nach Beendigung desselben für die Armee in Bereitschaft zu halten, diese Herren rechneten auf eben so viele Jahre, als der Feldzug Monate währte und kauften anstatt Ochsen Kälber, und da soll Napoleon den Witz gemacht haben: „Er habe schon gesehen, daß aus Kälbern Ochsen geworden, daß aber aus Ochsen Kälber geworden, dieses Wunder sehe er erst jetzt.“ Am Ende dieses Witzes gab es aber auch eine echt militairisch napoleonische Strafe für die Herren Intendanten. Diesmal mochte man auch so speculirt haben, und eben der schlechten Verpflegung der Armee zufolge erlitt dieselbe nahmhafte Niederlagen und der Monarch ward gezwungen, einen sehr theuer erkauften Frieden zu schließen, der ihm ein paar Millionen Einwohner und einige hundert Quadratmeilen Landes kosteten, die er seinem Feinde abtreten mußte.

Während der Friedenspräliminarien kamen die beiden

Digitized by Google

ſtreitenden Monarchen zuſammen und der feindliche entdeckte ſeinem damaligen Gegner die fürchterlichen Unterſchleife, die die großen Verluſte verurſacht und in Folge deren in der Armee eine ſolche Deſertion einriß, daß es das Gerathenſte ſchien, ſelbſt den ungünſtigſten Frieden der Fortſetzung eines verderblichen, aufreibenden Krieges vorzuziehen und eben dies veranlaßte den hintergangenen Monarchen auf alle ihm vom Feinde geſtellten Bedingungen einzugehen.

Der Inhalt der Zwiegeſchräche der beiden Potentaten wurde bald bekannt, ſelbſt die Journale ſprachen davon, und die Urſache des für die Monarchie nachtheiligen Friedens wurde einzig und allein in der gewiſſenloſen Geldverwaltung geſucht, die Völker murrten ziemlich laut und es wäre nicht möglich geweſen, wie dies ſonſt in jenem Staate zu geſchehen pflegte, einen Schleier über Dinge zu werfen, die ziemlich allgemein bekannt waren.

Bei dieſen Unterſchleifen waren ſehr hohe Perſonen betheiligt, es war, wie man zu ſagen pflegt, ein ganzes Weſpenneſt. Der Scandal würde noch viel größer geweſen ſein, wenn die Namen der an den Unterſchleifen betheiligten Perſonen zur Oeffentlichkeit gekommen wären, dieſe waren außer dem Monarchen nur dem Miniſter B— bekannt. Der erſtere ließ den letzteren zu ſich rufen und berieth ſich mit ihm darüber, was gethan werden ſollte. „Die Namen können vertuſcht werden," ſagte der Miniſter, „die Thatſachen nicht, denn ſie ſind ſchon bekannt." — „Sie ſind Niemandem, nur Ihnen und mir bekannt." — „Wenn ich an der Spitze meines Departements bleiben ſoll, muß ich ſie veröffentlichen." — „Retten Sie dieſe Menſchen," bat ihn der Monarch. Der Miniſter ſann nach und verſprach ſein Möglichſtes zu thun, um ſeines Souverains Wunſch zu erfüllen.

Unter den am ſchwerſten compromittirten Individuen,

Digitized by Google

befand sich auch ein Cavalerie-General, E—, bereits in Untersuchungshaft. Am Vorabend seines Verhörs kam ein hochgestellter Hofherr zu ihm und verweilte einige Stunden in der Zelle. Was er mit dem General gesprochen, ist niemals bekannt geworden. Der letztere besiegelte sein Schweigen mit dem Tod, denn er erhenkte sich in seinem Kerker.

Wenige Tage darauf fand man auch den Minister B— todt in seinem Bette. Er hatte sich die Kehle mit seinem Rasirmesser durchschnitten. Er hinterließ seiner Gattin und seiner Tochter nichts als einen Brief an seinen Monarchen.

Alle Welt hielt den Minister für eben so schuldig, wie den General und man scandalisirte sich nicht wenig darüber, als sein Monarch der Wittwe und den Kindern eine sehr hohe Pension bewilligte. Erst nach mehren Jahren erfuhr man, daß sowohl er wie auch der General E— als Opfer höherer Politik geopfert wurden, obschon der letztere nicht ganz so schuldfrei war, doch würde er, wenn er vor Gericht gekommen, diejenigen durch seine Aussage compromittirt haben, die man durchaus schonen wollte. Der Selbstmord dieser beiden Männer verhütete einen großen Scandal.

Was haben aber der Monarch selber und der Staat durch diese Schonung gewonnen? Das, daß mehre Jahre später unter ähnlichen Verhältnissen wieder Alles so geschah, eine zweite Provinz ging verloren und die Unterschleife sind in jenem Staate noch immer in Permanenz.

Digitized by Google

X.

Lächerlichkeit in einem Selbstmorde.

Die Selbstmörder überreden sich im Augenblicke, in welchem sie den schrecklichen Entschluß fassen, mit dem Leben abzuschließen, ihre Handlung werde im Andenken der Zurückgebliebenen als Märtyrer für eine Sache, gewöhnlich für die Ehre, was sehr oft ein Phantom ist, als eine erhabene betrachtet werden. Gerade das, worüber ich in der Einleitung zu meinem Buche gesprochen habe, daß der Selbstmord durch die Weltgeschichte und Dichtkunst apotheosirt wird, bringt ihre irregeleitete Vernunft zu dieser Annahme. Selbstmord könnte nur in dem Falle entschuldigt werden, wenn durch denselben einer großen Idee ein Opfer gebracht wird, wie die Fälle des Curtius, Decius Mus, Cato, Kimon, Hieronymus Cardanus u. s. w. In solchen Fällen ist sogar der wirkliche Mord eines unserer Nebenmenschen, wie auch Bruder-, Gatten-, Kindermord anzusehen, wie dies tausend Beispiele in der Geschichte aufweisen, der Mörder oder Selbstmörder kann seine Handlung mit dem Bewußtsein vollbringen, diese sei von der Nothwendigkeit gefordert worden und dieses Bewußtsein dient dem Betreffenden nicht nur zur Entschuldigung, ja es ist für ihn eine Art Genugthuung

Digitized by Google

und Ersatz für Alles, was er hienieden zurückläßt. Von dieser allgemeinen Regel kann nur als Ausnahme jener Selbstmord betrachtet werden, der den Betreffenden von größeren Qualen und Leiden schützt, als der Selbstmord selbst ist, z. B. wenn sich ein Mensch, dem die Folter und grausamen Hinrichtungen der verflossenen Jahrhunderte bevorstanden, sich selber entleibt hatte, wählte er sehr klug das geringere Uebel.

Es kommen aber sogar Fälle vor, wo der Selbstmord, der Ursache halber, die ihn veranlaßte, lächerlich wird.

Eines solchen Falles erwähnt der Verfasser der „Briefe eines mediatisirten Fürsten". Ich führe ihn hier aus zwei Ursachen an, erstens, weil ich die Familie des Selbstmörders gekannt, dann aber weil er ein ganz eigenthümlicher ist und als Extrafall besonders erwähnt zu werden verdient.

Der Hofrath von L— war einer jener Menschen, die Alles, was zum Hof gehört und drum und dran hängt, vergöttern, ein huldvoller Blick einer Erzherzogin oder auch nur einer Hofdame machte ihn für mehre Monate glücklich, solche Fälle standen als Epochen in seinem Leben bezeichnet. Wie glücklich mußte er sich erst fühlen, als er während des Wiener Congresses eine Einladung zu einem Bal paré erhielt und um ihn in den siebenten Himmel zu erheben, ward er noch zu einem Whisttische, an welchem eine Erzherzogin, eine Obersthofmeisterin und eine Fürstin, die Gattin eines Gesandten, spielten, requirirt wurde. Der arme Hofrath hatte sich am Balle etwas gütlich gethan und die Requisition zum Whisttische war so peremtorisch, seine Function dortselbst eine so langwierige, daß es ihm schlechterdings unmöglich war, von dort abzukommen. Es begegnete ihm etwas Menschliches, etwas, wofür ein Gardelieutenant von der Kaiserin von Rußland Katharina II. zur Oberstencharge

Digitized by Google

befördert wurde, worüber aber die zimperlichen Damen die hochgeborenen Nasen rümpften. Der Hofrath gerieth in eine solche Verlegenheit, daß er ohnmächtig wurde und hinausgebracht werden mußte. Er konnte diesen Unfall nicht verwinden und als er zu sich kam, erschoß er sich.

Digitized by Google

XI.

Gezwungener Selbstmord.

Ein jedes Ereigniß, jede Handlung der Menschen haben ihre Moral und wenn ich dem Beispiele der Fabeldichter folgen wollte, könnte ich eine solche vor oder hinter jede meiner Erzählungen setzen, dies wäre nur die Bestätigung der in meiner Einleitung aufgestellten Sätze; doch will ich dem Urtheile und den Schlußfolgerungen meiner Leser nicht dadurch vorgreifen, daß ich ihnen diese Moral vor die Augen halte, sie werden sie selber herausfinden.

Der nachfolgenden Erzählung habe ich die Aufschrift „Gezwungener Selbstmord" gegeben, weil er durch die Umstände mehr dazu wurde, als durch den ursprünglichen Willen des Individuums. Ein jeder Selbstmord ist eigentlich ein gezwungener, entweder aus physischen Ursachen oder zufolge moralischer Nothwendigkeit, denn der Mensch kommt nicht mit dem Trieb, seine Existenz zu zerstören, auf die Welt, sondern vielmehr mit jenem, aus seinem Leben das Beste heraus zu schlagen und es so lang wie möglich zu fristen. Der Selbsterhaltungstrieb ist jedem Menschen, jedem Thiere gleichmäßig angeboren und der Selbstzerstörungstrieb ein durchaus abnormer.

Man hört öfters aus dem Munde vieler Menschen Aeußerungen, wie nichtig das Leben sei, es wird Viele geben,

Digitized by Google

die in innerster Seele wünschen, sie wären nie geboren, doch, da ihnen das Leben aufgebürdet worden, tragen sie es, so gut es geht und selbst die verzweifelteste Lage kann sie nicht bestimmen, demselben ein Ende zu machen. In manchen Fällen entschließt sich ein Mensch leichter zum Tod als ein anderer, das Tragen der das Leben begleitenden Wechselfälle erscheint einem leichter als dem anderen und es giebt Menschen, die die drückendste Lage lieber ertragen, als daß sie sich zum Selbstmord entschlössen. Der Tod dünkt ihnen das größte Uebel und die Hoffnung auf eine Besserung ihrer Verhältnisse bleibt ihnen immer. Dies ist so ziemlich das allgemeine Gefühl aller Menschen und aus diesem Gefühl ward von den ersten Gesetzgebern jener Theil der Religionslehre gebildet, der jeden Mord, den eigenen, wie jenen unserer Mitmenschen, verbietet. Die Hoffnung wird durch die Religion noch über das irdische Leben ausgedehnt und hat das Elysium, das Paradies, den Himmel und Abrahams Schoos geschaffen. Selbst die Materialisten glauben an ein gewisses Paradies, die innere Zufriedenheit und Gewissensruhe, doch weder die sehr andächtigen Menschen, noch die Materialisten geben sich jenen unbestimmten Hoffnungen hin, sondern versuchen es, einiges Glück noch hienieden zu finden. Nur diese letztere Aussicht hält die einen wie die anderen vom Selbstmorde zurück.

Vor etwa 28 Jahren kam ich nach Paris und wohnte hierselbst acht Monate, ich war Correspondent eines damals sehr berühmten politischen Journals in Ungarn. Als Journalcorrespondent war es meine Aufgabe, das Volk, unter welchem ich wohnte, genau kennen zu lernen, denn wenn ich nur berichtet hätte, was in den französischen Journalen stand, dann hatten meine Comittenten keinen Nutzen an mir. Es lag mir also viel daran, die Hauptstadt an der

Digitized by Google

Seine genau kennen zu lernen und ich machte Bekanntschaften unter allen Schichten der Pariser Gesellschaft, namentlich unter meinen französischen Collegen, den Journalisten und Schriftstellern.

Unter diesen letzteren wurde ich auch mit Mr. Dennis D—, einem Manne, von etwa 35 Jahren, dem Verfasser mehrer sehr geistreicher Feuilletonartikel, bekannt. Er wohnte mit mir in einem und demselben Hause, zwei Etagen höher als ich. Er war ein sehr liebenswürdiger Mann, sehr fleißig, schon um vier Uhr Morgens aus den Federn, und ich drehte den Docht meiner Lampe ein, wenn die seinige noch lange brannte. Er verdiente monatlich nach seiner Aussage etwa 250—300 Francs und es befremdete mich nicht wenig, daß seine Lebensweise seinen Einnahmen durchaus nicht angemessen war, denn erstens hatte er ein sehr dürftiges Logis, speiste in Restaurants dritter Classe, wo ihm ein Mittagsmahl 12—15 Sous kostete und selbst seine Toilette war beinahe zu bescheiden, ich habe ihn stets in einem und demselben Rock gesehen. Was machte er also mit seinem Gelde? War er ein Geizhals, dessen größtes Vergnügen darin bestand, ein Goldstück zum andern zu legen? Nein, dies konnte er nicht sein, denn er borgte mir manchmal 5 bis 10 Francs ab, ein Geizhals borgt aber niemals. Oder war er ein Spieler, der Alles, was er einnahm, an den grünen Tisch trug? Auch dies konnte er nicht gewesen sein, dann wann hätte er gespielt, wenn er stets, namentlich Abends und Nachts, zu welcher Zeit die Spielhöllen besucht werden, zu Hause blieb und arbeitete? Nach einiger Zeit wurde ich mit ihm vertrauter und erfuhr von ihm, daß er mit dem Ertrage seiner Arbeiten zwei Familien ernährte, die seiner Mutter und eines Frauenzimmers, das, wie ich später erfuhr, seiner unwürdig war. Während er für sich kaum

Digitized by Google

30 Sous täglich brauchte, gab er das Uebrige seinen Angehörigen.

Eines Tages fand ich ihn besser aufgelegt als sonst, er hatte ein Lustspiel geschrieben, welches in einem der Vorstadttheater aufgenommen und gegeben wurde, es gefiel so, daß er aus demselben eine gute Einnahme erhielt.

„Heute will ich mir einen guten Tag machen und Louison nach St. Germain führen, meine Mutter und meine Schwester werden auch dahin kommen," sagte er „und es würde mir viel Vergnügen verschaffen, wenn Sie sich an unserer Parthie betheiligten."

„Wenn ich den auf mich fallenden Antheil an den Auslagen haben darf, nehme ich Ihre Einladung an," entgegnete ich, und nach einigem Sträuben willigte er ein, daß ich ein Drittel der Unkosten für die Miethkutsche und Zehrung tragen sollte.

Hier lernte ich die Mutter, die Schwester und Mademoiselle Louise F—, die Geliebte D—'s, kennen. Diese drei Frauen nahmen keine Rücksicht darauf, wie schwer es D— gefallen war, so viel Geld einzuernten, um seine Gesellschaft frei zu halten. Sie ließen ziemlich viel aufgehen, suchten sich in der Speisekarte die theuersten Speisen aus, tranken Burgunder und Champagner und machten am Rückwege einige Einkäufe von Dingen, die sie leicht entbehren konnten; endlich aber verlangten sie, ins Theater geführt zu werden und ein eben so kostspieliges Abendmahl, wie das Diner es gewesen, schloß die Unterhaltung dieses Tages. Mein Antheil an dieser Unterhaltung betrug 56 Francs 40 Centimes, dies war ein Drittel der Kosten.

Es würde meinerseits sehr unpassend gewesen sein, wenn ich Herrn D— über diese Verschwendung etwas gesagt hätte, doch nahm ich mir vor, dies ein andermal zu thun,

Digitized by Google

wenn ich mich an den Unkosten nicht betheiligte. Er sah es ein, daß er Unrecht gehabt, mir zu gestatten, mich an den gehabten Auslagen zu betheiligen, und das nächstemal, als er wieder bei Gelde war, geschah seine Einladung in einer Weise, daß ich für meine Börse nichts zu befürchten hatte. Diesmal ging der Ausflug etwas weiter, nach Versailles, und die Gasterei glich der ersten. Auch hatten Mademoiselle Louison einen neuen Kashmirshawl, und D—s Schwester einen sehr eleganten Hut vom letzteren zum Geschenk erhalten.

„Das, was Ihnen der heutige Tag kostet," sagte ich ihm, als wir spät Abends von der Lustpartie nach Hause gingen, „würde Ihnen für zwei Monate genügen."

„O, Sie haben es bemerkt, daß es mich Ueberwindung kostete, die schönen Goldstücke für ein Nichts hinzugeben? Ich habe schon öfters nachgedacht, daß es unrecht von mir ist, das Geld in einer solchen Weise zu verschwenden."

„Wenn Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich mit Ihnen aufrichtig spreche, so ist das Unrecht mehr bei denen, die Ihre Güte mißbrauchen, als bei Ihnen. Es ist nicht nur gewissenlos, Ihnen solche Auslagen aufzubürden, sondern es grenzt an Wahnsinn, denn ich bin überzeugt, Sie würden ihnen das Geld lieber dazu geben, damit sie sich Möbel schaffen oder es in einer Bank anlegten, was ihnen Zinsen brächte."

„Gewiß, gewiß. Ich habe dies sowohl meiner Mutter, als Louison gesagt. Die erstere erhält von mir monatlich 75 Francs, die letztere 100 bis 125. Sie wissen, der Geliebten giebt man mehr; zudem braucht es meine Mutter auch nicht so sehr, denn meine Schwester trägt auch etwas zum Haushalt bei, da sie für Geld arbeitet. Wissen Sie aber, was diese Frauen sagen? Es ist ihnen lieber,

Digitized by Google

vier Monate dürftig zu leben, um sich nur einen Tag königlich unterhalten zu können. Sie rechnen auf keine Zufälligkeiten, nicht darauf, daß ich krank werden oder gar sterben könnte und sie dann Niemand hätten, der sie unterstützte."

„Sie sind wie das Weib mit der Henne, die das goldene Ei legte," bemerkte ich.

„O, mir hat alles dies so manche schlaflose Nächte verursacht. Ich kann es nicht dahin bringen, auch nur einmal tausend Francs beisammen zu haben. Es ist, als ob sie es röchen, wenn ich Geld habe, sie geben mir so lange keine Ruhe, bis ich's ihnen gegeben und ich kann mir nicht einmal einen neuen Rock schaffen."

„Vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich es Ihrerseits für einen Mangel an Energie halte, daß Sie diesem Treiben kein Ende machen. Wohin wird es führen? Haben Sie dies bedacht? Wissen Sie, daß Sie dies einmal zur Verzweiflung bringen wird."

„Sie meinen, ich würde mir das Leben nehmen? O, nein, dies werde ich niemals thun. Ich habe Geduld, werde arbeiten. Was aber meine Energielosigkeit betrifft, so mögen Sie vielleicht Recht haben, ich selber habe mir schon diesen Vorwurf gemacht. Ich würde dies einem jeden meiner Freunde unter ähnlichen Verhältnissen auch thun. Es ist aber etwas ganz anderes, wenn man selber in einer solchen Sache steckt. Um des lieben Hausfriedens willen giebt man endlich nach. Sie kennen es noch nicht, was es heißt, Weiberlaunen und Prätensionen, mit allem dem, was damit verbunden ist, Schmollen, Seufzen, Thränen, Nervenanfälle, Gott behüte Sie davor. Sollten Sie einmal in eine ähnliche Lage gerathen wie ich, dann werden Sie sich meiner erinnern und es einsehen, daß ich nicht anders handeln kann, als ich es thue."

Digitized by Google

Ich ſah es ein, wie D— in ſo fern Recht hatte, daß ich ſeine Lage mir zu vergegenwärtigen nicht im Stande ſei, ich hatte Nachſicht und Mitleid mit ihm und inſofern es in meiner Macht lag, ſuchte ich ihn aufzuheitern.

Wir hatten wieder eine ſolche koſtſpielige Landpartie nach Asnières gemacht. Als wir heimkehrten, waren unſere Taſchen geleert und wir wurden in der Nähe von Paris von einem heftigen Regen überraſcht, die Frauen waren in Wagen nach Hauſe gefahren, wir ſelber mußten zu Fuße gehen und wurden ganz durchnäßt. Mir machte dies nichts, D— aber zog die Erkältung eine Krankheit zu, während welcher er ſich kein Geld verdienen konnte; die Eigenthümer der Journale, für welche er arbeitete, bewilligten ihm keine Vorſchüſſe und er war genöthigt, auf wucheriſche Zinſen Geld aufzunehmen.

Als er wieder geneſen, konnte er ſich in finanzieller Hinſicht nicht mehr erholen, die Ausgaben für ſeine Angehörigen blieben ſich immer gleich, den Ueberſchuß, den er ſich erwarb, mußte er zur Deckung ſeiner Schulden bewahren, die Landpartien mußten eingeſtellt werden, er lebte dürftiger als vormals, zuweilen ging er nicht einmal aus, um zu ſpeiſen, ſondern begnügte ſich mit einem Stück Brot und etwas Kaffee, außerdem arbeitete er aber fleißiger als jemals, er ſchlief kaum drei Stunden.

Trotz aller Anſtrengungen, gelang es ihm doch nicht, ſich von ſeinen Schulden frei zu machen, er hatte noch außerdem Unglück. Ein zweites Stück, welches er verfaßt, fiel durch und die Directionen wollten kein anderes mehr von ſeiner Feder nehmen, man ſagte ihm, er habe ſich mit dem einen ausgeſchrieben, das zweite wäre zu weinerlich geweſen, deshalb ſei es durchgefallen, die Leute wollten ſich im Theater unterhalten, nicht aber weinen und traurig geſtimmt werden.

Digitized by Google

In dieser Zeit erhielt ich aus meiner Heimath ein Schreiben, welches meine baldige Heimreise nothwendig erscheinen ließ. Man hatte mir einen Antrag für eine Stelle gemacht, die viel vortheilhafter war, als diejenige, welche ich bis jetzt eingenommen. Ich machte mich auf die Reise bereit und theilte meinen Entschluß Herrn D — mit.

„Es thut mir sehr leid, Sie für die Zukunft vermissen zu müssen," sagte D —, „Sie waren der Einzige, dem ich mich mittheilen konnte, meine Landsleute lachen mich aus, wenn ich ihnen meine Noth klage; Sie haben dies niemals gethan, weil Sie Gefühl besitzen. Meine schlimmsten Tage werden erst anfangen, wenn Sie Paris verlassen haben. Ich stecke in Schulden und meine Gesundheit ist unterminirt, eine zweite Krankheit würde mich ganz zum Bettler machen. Stände ich allein, dann könnte ich mich aus allen diesen Schlingen heraus winden, meine Angehörigen lassen mich nicht dazu kommen."

Ehe ich Paris verließ, verkaufte ich einige der entbehrlichsten Dinge, die ich mir nur zeitweilig angeschafft. Ich hätte mir auch vorgenommen, meinem Freunde D— ein Andenken zu hinterlassen und da ich nicht wußte, was ihm am nothwendigsten sei, so überließ ich ihm die Wahl. Sonderbar genug wählte er einen Gegenstand, von dem ich am wenigsten erwartet hätte, daß er ihn wählen würde. Ein paar Terzerols von geringem Werth.

„Wählen Sie sich etwas Besseres," sagte ich ihm, „diese Terzerols taugen nicht viel, zu einem Duell können Sie sie nicht brauchen, Räuber giebt es in Frankreich nicht und selbst wenn es solche gäbe, wären Ihnen diese Waffen von keinem großen Nutzen, sie tragen kaum auf zwölf Schritte mit Sicherheit."

„Es geschieht doch, daß Diebe in's Zimmer einbrechen

Digitized by Google

und dafür sind diese Terzerole immer gut genug. Erst vor wenigen Tagen fand ein solcher nächtlicher Einbruch statt und zwar in unserer Gasse. Ich bin zwar arm, um desto schwerer würde ich Etwas entbehren, was mir ein Dieb stehlen könnte."

So ließ ich ihm die Terzerols und drei Tage darauf befand ich mich auf der Heimreise. Ich hatte mit Herrn D— einen Briefwechsel verabredet, er sollte mir zum Austausch für meine Nachrichten aus Oesterreich Nachrichten aus Paris schreiben, hierbei war er insoferne im Vortheile, daß, da meine Briefe französisch geschrieben waren, er die Nachrichten nicht zu übersetzen brauchte, während ich die seinigen ins Ungarische übersetzen mußte.

Unser Briefwechsel währte über ein Jahr. Nebst den politischen Neuigkeiten schrieb er mir auch über seine persönlichen Angelegenheiten und das, was ich davon erfuhr, stimmte mich sehr traurig. Es war, wie er mir gesagt, ehe ich Paris verließ, das Schlimmste sollte erst anfangen. Seine Geräthschaften wurden gepfändet, Louison wurde ihm untreu und hing sich an einen Mann, bei dem sie längere Zeit brauchte, um ihn zu Grunde zu richten, weil er wohlhabender war als D—. Dieser Schlag war einer, der ihn vollends zur Verzweiflung brachte. Er correspondirte noch einige Zeit mit mir, dann aber blieben seine Briefe auf einmal aus.

Da ich noch andere Bekannte in Paris hatte, wandte ich mich an Sie und erkundigte mich bei ihnen nach Dennis D—. Bald erfuhr ich, was geschehen: er hatte sich in einem Anfall der Verzweiflung erschossen.

Dies war ein Mensch, gegen den sich seine Angehörigen verschworen hatten, um ihn zur Verzweiflung zu bringen, sein Selbstmord war ein gezwungener.

Digitized by Google

XII.

Selbstmord durch ein Duell.

Während meines Aufenthaltes in Paris, im Jahre 1842, besuchte ich auch eine der berühmtesten Heilanstalten Europa's, die Salpêtrière und auch das Hôtel Dieu. Wie ich meinen Lesern schon mitgetheilt, war ich für Alles, was sich auf Antropologie und Psychologie bezieht, von frühester Jugend eingenommen, und das Besuchen der Irrenanstalten liefert dem Denker das ausgedehnteste Feld für psychologische Studien und Betrachtungen. Unter allen Irrsinnigen sind die, die an Tiefsinn leiden, am meisten zu bedauern. Dies ist kein eigentlicher Irrsinn, denn sie sind ihres hoffnungs- und trostlosen Zustandes sich bewußt, eine Apathie bemächtigt sich ihres Wesens, die Abweichungen ihres Geistes sind nur zeitweilige, die lichten Momente bei Weitem häufiger, als selbst bei Hypochondern, an Monomanie Leidenden, sie haben zwar gewisse Visionen in wachem Zustande, doch sind diese jenen solcher Menschen gleich, die von Gewissensbissen gefoltert werden, sobald sie verschwunden, wissen sie, daß es nur Spektra ihrer leidenden Seelen gewesen. Diese Gattung Geisteskranke sind incurabel, sie beklagen sich über nichts, sprechen überhaupt gar nichts, sind menschenscheu, nur die Furcht vor Gewalt zwingt sie zum Einnehmen ihrer Nahrung, sie leben gewöhnlich länger als Irrsinnige und gerade

Digitized by Google

dies ist's, was sie zur Verzweiflung bringt, denn die Idee des Todes ist ihnen eine willkommene, eben deshalb werden sie vom Knochenmanne und seinen Begleiterinnen und Zubereiterinnen, den Krankheiten, verschont. Die meisten dieser Unglücklichen würden sich, wenn man sie in Freiheit setzte, das Leben nehmen, um desto sorgfältiger werden sie beaufsichtigt, und diejenigen, deren Familien die Mittel besitzen, für sie besser zu sorgen, als es in den allgemeinen Irrenanstalten möglich ist, ziehen es vor, sie in Privatirrenanstalten unter Aufsicht zu stellen, zumal da in diesen letzteren Localitäten für derlei Kranke die Wände gepolstert und jede Möglichkeit eines Selbstmordes schlechterdings unmöglich gemacht wird.

Die französischen öffentlichen Irrenanstalten sind unstreitig am besten organisirt und den Kranken wird jede Gattung Comfort und Zerstreuung geboten, obschon die Schwermüthigen oder am stillen Wahnsinn Leidenden desselben weder bedürfen, noch, wenn ihnen ein solcher geboten wird, davon Gebrauch machen.

Unter diesen Kranken fiel mir vor Allen ein noch junger, schöner Mann auf, der noch viel niedergeschlagener schien, als alle übrigen, die ich je gesehen. Der Arzt, der die Gesellschaft, zu welcher auch ich gehörte, herumführte, ging an seiner Zelle vorbei, ohne ihn anzureden, und als wir vor derselben stehen blieben, wartete er ungeduldig am anderen Ende des Corridors auf uns, so daß wir endlich auch weiter gingen.

„Wer ist dieser junge Mann?“ frug ich einen Herrn unserer Gesellschaft, mit dem ich auf vertrautem Fuße stand, „und weshalb hat der Arzt kein Wort an ihn gerichtet, wie an die anderen Wahnsinnigen!“

„Es ist der Marquis F—,“ sprach der berühmte Dichter

Digitized by Google

C— D—, der ſich ebenfalls in unſerer Geſellſchaft befand, „Monſieur T— ſpricht niemals mit ihm, er ſoll ihn für unheilbar halten.“

„Kennt er die Lebensgeſchichte dieſes Herrn?“ frug ich weiter.

„Er kennt ſie ſo gut wie jeder von uns, ſpricht aber niemals darüber,“ entgegnete C— D—.

„Ich kenne aber Jemand, dem die Geſchichte F—'s eben ſo bekannt iſt, wie dem Dr. T— und wenn es Sie intereſſirt, mein Herr, will ich Sie mit einem meiner Freunde bekannt machen, der hier practicirt hat,“ ſprach ein anderer Schöngeiſt, A— de M—, zu mir. „Wenn Sie mich morgen zum Frühſtück beſuchen wollen, werden Sie ihn bei mir finden.“

Wir gingen weiter, ohne daß ſich einer der übrigen Herren um den armen Verrückten weiter intereſſirt hätte. Paris iſt ſo voll allerlei Stoffes, daß die Dichter nicht ſehr eifrig nach einem neuen haſchen, mir hingegen war es ſehr willkommen eines der berühmten Geheimniſſe dieſer tonangebenden Stadt zu erfahren, denn daß es ſich hier um ein ſolches handelte, deſſen war ich überzeugt.

Am nächſten Tage fand ich mich bei Zeiten bei Herrn A— de M— ein, bald darauf kam auch der junge Arzt, Hector L—, dem ich vorgeſtellt wurde. Ich erzählte ihm, welchen Eindruck der Anblick des unglücklichen Marquis de F— auf mich gemacht und wie mir de M— geſagt, ich möge mich an Herrn L— wenden, um ſeine Lebensgeſchichte zu erfahren.

„Wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, wie dies mein Freund A— de M— gethan, daß Sie das, was ich Ihnen mittheilen werde, ſo lange eine gewiſſe Perſon lebt, die ich Ihnen nennen werde, nicht zu veröffentlichen werden, ſo ſollen Sie

Digitized by Google

es erfahren. Ich betrachte Sie nicht als einen müssigen Neugierigen, sondern einen Menschen, der das, was er erfährt, zum Frommen der Menschheit anwenden wird und den die Liebe zur Wissenschaft beseelt," sprach der junge Arzt und als ich mich mit meinem Ehrenworte zum Geheimhalten dieser Geschichte verpflichtete, erzählte er mir Folgendes.

„Zwei junge Männer, deren einer der Marquis von F—, der andere der Graf von L—, waren, verliebten sich in eine Dame, eine der elegantesten Coquetten von Paris. Ein jeder glaubte sie erobert und für immer an sich gefesselt zu haben und, wie dies bei derartigen Frauen am öftersten der Fall ist, täuschten sich beide. Der Marquis verschwendete sein ganzes Vermögen auf sie, er wurde mit diesem bald fertig, da es nicht allzugroß war. Er versuchte es, seine zerrütteten Geldverhältnisse durch Beihülfe des Zufalls oder Glücks —, d. h. am grünen Tische, wieder herzustellen. Es scheint aber, daß ihn das schöne Geschlecht, mochte es nun in Seidenstoffen, Gaze und Kashemir gekleidet oder nackt erscheinen, wie die Göttin auf der geflügelten Kugel, die man Fortuna nennt, zu maltraitiren beschlossen, kurz, er gewann nicht nur nichts, sondern verwickelte sich in Schulden, über deren Rückzahlung er nicht mehr Muße hatte, im Zustande der Freiheit nachzudenken, da ihn seine Gläubiger nach Clichy schickten, wo er mehrere Monate zubrachte.

„Sein Freund, der Graf L—, war bei der Dame glücklicher oder, wie es die Folge zeigte, unglücklicher als F—. Madame Aspasie B— war seine erklärte Geliebte, wie eine Coquette überhaupt eine Geliebte sein kann. Sie war in jeder Beziehung Empfängerin, ohne selber etwas zu geben, eines jener Weiber, die man Marmordamen nennt. Sie ward L—'s bald satt, und da sie ihn nicht im Stande war, zu Grunde zu richten, denn das Vermögen L—'s ließ sich

Digitized by Google

nicht so bald erschöpfen, wie jenes F—'s, so flatterte sie zu einem anderen Liebhaber hinüber. Es lag ihr überhaupt nicht viel am Gelde, da sie selber reich genug war.

„L— hatte sich die Untreue seiner Geliebten so zu Herzen genommen, daß er von diesem Augenblicke an für die Welt ganz abgestorben war. Dennoch mangelte es ihm an Muth, um einer ihm verhaßt gewordenen Existenz ein Ziel zu setzen und sich zu tödten. In dieser Zeit war das Buch „Die kleinen Leiden des menschlichen Lebens von Plinius dem Jüngsten" sehr in Mode gekommen, und ein junger Mann, der sich erschießen wollte, verstümmelte sich auf das Gräßlichste, indem er nur seine Kinnlade zertrümmerte. Dieses Beispiel und vielleicht auch das Lesen des erwähnten Buches mußte L— von einem Selbstmordversuch abgeschreckt haben. So viel ist indessen gewiß, daß er einige Zeit ernstlich daran dachte, sich zu entleiben.

„Etwa zwei Monate, nachdem ihn Madame Aspasia verlassen, besuchte L— seinen Freund in Clichy, er blieb manchmal mehre Stunden bei ihm, endlich verließ dieser sein Gefängniß, zahlte seine Schulden und hatte wieder Geld in Ueberfluß, um in Paris eine Rolle zu spielen. Woher er es genommen, wußte Niemand, und es fiel den Bekannten L—'s und F—'s auf, daß, obschon diese beiden jungen Leute vormals stets miteinander zu sehen waren, sie sich jetzt mieden und eine gewisse Feindseligkeit zwischen ihnen zu herrschen schien. Niemand errieth die Ursache.

„Man glaubte später, L— habe die Untreue Madame Aspasia's verwunden, denn er erschien wieder in Gesellschaft, zwang sich, lustig zu sein, ich sage, er zwang sich, denn man sah es ihm an, daß unter der Maske der Fröhlichkeit tiefer Kummer steckte. Einige der unverheiratheten Damen rechneten auf ihn, denn er würde eine Partie gewesen sein, er

Digitized by Google

schmiegte sich aber an keine, ja er wich dem schönen Geschlechte aus und conversirte ausschließlich nur mit Männern.

„Zu eben derselben Zeit machte der junge Vicomte de M— die Köpfe der meisten eleganten Damen schwindelig. Er war ein Löwe, in vollstem Sinne des Wortes, hatte einige Jahre in Algier zugebracht, unter Damremont und dem Herzog von Orleans gekämpft, mehre Löwen eigenhändig erlegt, war schön wie ein junger Kriegsgott, ein Reiter wie weiland Kleber oder Murat, und ein Pistolenschütze, der auf 50 Schritte alle zehn Piques aus einer Karte schoß. Der Marquis von F— gehörte zu seinen intimsten Freunden.

„Eines Abends erhielt ich eine Einladung zu einem Garçonsouper, welches der Herzog von Ch— gab. Auch der Vicomte de M—, der Graf L— und der Marquis F— waren dazu geladen, außer diesen noch drei andere Cavaliere. Der Vicomte wurde aufgefordert, eines seiner Abenteuer in Afrika zu erzählen und man sprach auch vom Sturm auf Mazagran, unter dessen Vertheidigern sich auch der Vicomte befunden.

„Ich spreche nicht gerne über diese Affaire," sagte der Vicomte, „die ganze Welt weiß, wie wir uns dort gehalten und es ist immerhin etwas Selbstlob, wenn einer derjenigen, die dabei gewesen, darüber spricht."

„Dies war doch die bescheidenste Aeußerung, die einer der Helden Frankreichs machen konnte. Man drang aber in ihn, bis er es zum Besten gab. Obschon uns allen die Einzelheiten aus den Journalen bekannt waren, konnten wir doch nicht umhin, unsere Aufregung und unseren Enthusiasmus bei Erzählung dieser glänzenden Waffenthat laut zu äußern. Der einzige Graf L— blieb stumm, ja, wie es uns allen schien, spielte ein spöttisches ungläubiges Lächeln um seine Lippen und wir hörten das Wort „übertrieben" aus seinem Munde kommen.

Digitized by Google

„Der Vicomte hatte das Wort gehört, doch that er nichts dergleichen. Ein muthiger Mann wird eine Beleidigung viel eher vergeben, als ein Hasenfuß und M— würde es für einen Mord gehalten haben, wenn er den Grafen forderte So hatte denn diese erste Beleidigung keine weiteren Folgen. L— aber sprach davon in Gesellschaft, bis es endlich M— zu Ohren kam, und dieser es seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, von L— eine Erklärung zu fordern. Eine solche wurde ihm verweigert, bis endlich M— die Geduld riß, und er sich vornahm, L— zu züchtigen. Er forderte L— zum Duell. Dieser wählte Pistolen und bestimmte die Art des Duells. Sie sollten sich auf Commandowort schießen. F— war M—'s Zeuge, der Chevalier von H— derjenige L—'s.

„An einem Maimorgen fuhren beide Duellanten nach dem Boulogner Gehölz, und obschon beide gleichzeitig feuerten, so fiel doch nur der Graf L— von M—'s Kugel durch's Herz geschossen. Ich war bei diesem unglücklichen Duell gegenwärtig und kann es mit bestem Gewissen bezeugen, daß M— sogar auf dem Kampfplatze noch Alles anwandte, um das Duell zu verhindern, er würde sich mit der einfachsten Erklärung von Seiten L—'s zufrieden stellen haben lassen.

„Als L—'s Leichnam nach Paris gebracht wurde, entfernten sich der Vicomte und der Chevalier ebenfalls, nur F— war im Gehölze geblieben und man kümmerte sich nicht viel um ihn.

„Noch an demselben Abend wurde ich in das Hotel, welches F— bewohnte, gerufen und fand ihn in einem schrecklichen Zustande. Er war todtenbleich, seine Blicke unstät. Als ich bei ihm eintrat, hielt er mich für den General-Procurator, seine Diener für Municipalgarden, die ihn gefangen nehmen wollten. Mit einem Worte, er war irrsinnig ge-

Digitized by Google

worden und nachdem Alles angewendet worden war, um ihn in seinem Hause herzustellen, mußten wir Aerzte endlich die Hoffnung aufgeben und so kam er in die Irrenanstalt, wo Sie ihn gesehen haben.

„Sie werden den Zusammenhang gewiß nicht errathen und nicht denken, was ihn wahnsinnig gemacht haben konnte."

„Lassen Sie mich's versuchen, Herr Doctor," sagte ich. „Aus dem, was sie vorhin gesagt, daß der Marquis sein Vermögen eingebüßt, daß er in Clichy vom Grafen L— besucht wurde und von dort heraus kam, ferner daß er alle seine Schulden zahlte und wieder Geld hatte, man weiß nicht, woher, endlich aber, daß er und L— ohne scheinbare Ursache einander mieden und der Marquis sich an den berühmten Pistolenschützen, den Vicomte de M—, hielt, ließe sich doch eine seltsame Combination herausstellen."

A— de M— und der Dr. L— blickten sich an.

„Er wird es errathen," rief der erstere.

„Daß der Graf L— seinen Freund F— bewogen, die Pistole seines Gegners mit einer Kugel, die eigene aber blind zu laden," sprach ich weiter. „L— hat dem Marquis sein Vermögen oder wenigstens so viel davon geschenkt, um seine Gewissensscrupeln zu besiegen."

„Wie ist es möglich, eine solche Combination anzustellen?" rief der Doctor erstaunt.

„Aus Ihren eigenen Worten, Herr Doctor. Haben Sie nicht gesagt, der Graf L— habe nicht den Muth gehabt, sich selber zu entleiben und was ihn davon abgehalten? Er fürchtete sich vor seiner eigenen Ungeschicklichkeit, während er sicher sein konnte, der Vicomte würde ihn nicht fehlen, deshalb hatte er auch ein Duell auf Degen abgelehnt und eines auf Pistolen auf Commando gewählt und sogar darauf be-

Digitized by Google

ſtanden; er konnte in dieſem Falle ſicher ſein, denn es war nicht möglich, vorauszuſetzen, daß M— nicht zielen würde, wenn er ſähe, daß man auch auf ihn zielte."

„Sie würden ein vortrefflicher General-Procurator geworden ſein," bemerkte A— de M—.

„Ich verſtehe aber nicht, weshalb uns der Herr Doctor das Ehrenwort abgenommen hat, ſolange zu ſchweigen, bis Madame Aſpaſia am Leben iſt?" frug ich den Doctor.

„Weil die ganze Geſchichte ſie allein bloßſtellen kann, ſie war die unmittelbare Urſache des Lebensüberdruſſes ihres Geliebten und mithin die mittelbare Urheberin ſeines Todes," entgegnete der Doctor.

„Eben deshalb verdiente ſie eine Strafe," war ſowohl de M—'s, als meine Anſicht.

„Dieſe Strafe würde aber Niemandem von Nutzen ſein. Sowohl der erſchoſſene Graf L—, als der noch unglücklichere F—, der infolge ihrer Herzloſigkeit ſo tief herabgekommen, hätten dabei keine Genugthuung," verſetzte der Doctor. „Ich glaube übrigens, daß ſchon das, was bis jetzt geſchehen, wenn ſie es ſo kennt, wie wir, woran ich nicht zweifle, weil ich ſie ſeit jener Zeit beinahe täglich ſehe, muß für ſie ſchon Strafe ſein. Die Furcht vor der Entdeckung iſt ſchlimmer, als wenn eine ſolche ſchon geſchehen und überſtanden wäre."

„Wie wiſſen Sie es aber, daß ſie von dieſer Affaire in Kenntniß geſetzt worden iſt?" frug A— de M—.

„Weil ihr der Graf L— am Vorabend ſeines Duells einen Abſchiedsbrief geſchrieben, deſſen Inhalt er dem Marquis F— auch mitgetheilt."

„Und wie ſind Sie dazu gekommen, alles dies ſo genau zu wiſſen?"

„Aus dem Munde des Marquis, der in einem ſeiner Lichtmomente mir dieſe Geſchichte erzählt," war des Arztes

Digitized by Google

Antwort, dann fügte er hinzu: „Derartige Mittheilungen wird er aber niemals mehr machen, denn jetzt ist er wirklich vollkommen wahnsinnig, die Lichtmomente sehr selten und nur augenblicklich."

Wir sprachen noch längere Zeit über diesen seltsamen Fall und Madame B— flößte mir seit dem Tage, an welchem ich diese Geschichte hörte, ein seltsames Gefühl von Grauen, und zugleich Verachtung ein. Bei ihr war es vielleicht Leichtsinn, Erziehungsfehler, schlimme Beispiele, überhaupt der Welton, der sie dazu gemacht und wer weiß, wie schwer sie dafür zu leiden hatte.

Noch ehe ich Paris verließ, etwa vier Monate, nachdem ich diese Erzählung gehört, starb die Dame, an deren Leben A— de M—'s und mein Versprechen gebunden war. Der Dr. L— war der erste, der uns die Nachricht von ihrem Tode brachte. Am Sterbelager gestand sie ihm, daß sie L—'s Brief erhalten.

Digitized by Google

XIII.

Der Student und seine Geliebte.

Wird es wohl unter meinen Lesern einen geben, der mir den Vorwurf machen wird, er verstehe meine Absicht nicht und könne das, was in meinen Erzählungen gesagt wird, mit der Einleitung nicht reimen? Nein, gewiß nicht, er wird in einem jeden Falle auf mittelbare Folgen jener beiden von mir angegebenen Uebelstände stoßen, welchen abgeholfen werden sollte.

Da meinen Lesern der so eben erzählte Fall am besten im Gedächtniß geblieben, will ich nur bei diesem die Anwendung machen. War nicht die Erziehung schuld daran, daß Madame Aspasia durch ihre Koketterie zwei Männer zu Grunde richtete? Ist es nicht einer der Mängel der Gesetzgebung, daß man noch nicht daran denkt, Jemanden, der mittelbar schuld an dem Ruin seines Mitmenschen ist, zu bestrafen? Die Gesetzgeber werden vielleicht darauf erwidern; ‚wir haben für unmittelbare Verbrechen Strafen genug, der Mensch hat von Gott Vernunft zum Geschenk erhalten, um sich vor Uebeln zu bewahren, denen er ausweichen kann.' Wenn dem so ist, dann gäbe es beinahe kein einziges polizeiliches Vergehen, denn diese sind auch nichts anderes als geringe und mittelbar Unheil bringende Verbrechen. Oder wird man mir vielleicht antworten, die Aufgabe der Gesetz-

Digitized by Google

gebung der Gegenwart sei vielmehr die Ausdehnung der Freiheit, nicht aber die Beschränkung derselben. Ob aber die Freiheit wirklich so ausgedehnt wird, darauf möge die Vervielfältigung der polizeilichen Ordonnanzen als Antwort dienen, durch welche geringfügigere Vergehen schärfer bestraft werden als solche, die für das ganze Leben nachhaltig werden können. Unter allen diesen polizeilichen Gesetzen will ich hier nur eines aufführen: „das Verbot der Verbreitung obscöner Bilder und Bücher." Ist dies ein schlimmeres Vergehen als mündliche und thatsächliche Verführung? Gewiß nicht und dennoch wird sie stärker — mit Confiscation, Geldbuße, ja sogar Haft bestraft, wogegen der Verführer, der Demoralisateur den Gesetzen ein Schnippchen schlägt, die Lustdirne unzählige junge unschuldige Knaben in ihre verpestete Umarmung lockt, ohne dafür bestraft zu werden. Ich überlasse es meinen Lesern, zu beurtheilen, welches der beiden Vergehen ein schlimmeres ist.

Daraus, daß das Erziehungssystem ein mangelhaftes ist, entsprießen die ungeahndeten Verbrechen; macht sie also dadurch unmöglich, daß Ihr entweder das Erziehungssystem bessert und vervollkommnet oder wenn Ihr nicht im Stande seid, die Menschen mündig zu ziehen, dann verhütet durch Strafen die Möglichkeit dessen, daß Einer dem Anderen Schaden zufügen könne. Vor Allem aber gebt den Richtern und den Männern der executiven Gewalt eine unumschränktere Gewalt für Fälle, für welche Ihr durch Gesetze nicht gesorgt habt.

In den ersten meiner Erzählungen habe ich vom Mißbrauch der elterlichen Gewalt und den Kastenvorurtheilen gesprochen und Beispiele von Opfern angeführt, auch in der nachstehenden Erzählung werde ich ein ähnliches Beispiel anführen, wo dieser Mißbrauch und diese Vorurtheile noch schärfer hervortreten.

Digitized by Google

Es war im Jahre 1843, in Pesth, als ein junger Student mit seiner Geliebten ein Zimmer im Hotel zum ‚weißen Schiff' miethete, hierselbst drei Tage sehr flott lebte, ohne sein Logis zu verlassen, und am vierten Tage seine Geliebte und sich entkleibte. Das Nichterscheinen des verliebten Paares einen ganzen Tag hindurch, die verdächtige Stille in ihrer Stube, weckten die Aufmerksamkeit des Kellners. Die Leute dachten vielleicht, der Student sei mit seiner Geliebten durchgebrannt, ohne die Zeche zu berichtigen. Man pochte an der Thür, es erfolgte keine Antwort. Endlich wurde die Thür aufgebrochen, und man fand zwei Leichen miteinander in einer ungeheuren Blutlache auf dem Boden liegend, ein scharfer Dolch in den krampfhaft zusammengezogenen Fingern des Jünglings, Geld auf der Commode und einen Bogen beschriebenes Papier, ein von dem jungen Manne der Welt gebotenes Lebewohl, in welchem die Ursache dieses zweifachen Mordes haarklein angegeben ward.

Die Leichen waren den ganzen Tag ausgestellt und Jedermann konnte sie sehen, sie wurden erst spät Abends nach dem Rochushospital gebracht, von wo aus sie beerdigt werden sollten.

Ich selber wohnte zufälligerweise gerade in demselben Hotel, hatte sowohl das Mädchen als den jungen Mann mehre Male auf dem offenen Gange gesehen und war einer der ersten, der diese schreckliche That erfahren, ebenso las ich auch die Schrift — den Abschiedsgruß und die kurzgefaßte Erzählung des Selbstmörders, in welcher er seinen Vater als Ursache dieses Doppelmordes anklagt.

Ich würde doppelt so viel Raum brauchen, wenn ich Alles, was diese Schrift enthielt, wiedergäbe, deshalb lasse ich alles das weg, was nicht zur eigentlichen Erzählung gehört und beschränke mich auf das Wiedergeben dieses tragischen Epos.

Digitized by Google

Der junge Mann hieß Arpád Sz—, war der Sohn eines reichen Hausbesitzers und Capitalisten in Pesth und Studirender auf der Universität. Das Mädchen nannte sich Clementine P—.

Pesth war seit jeher eine Stadt, die allen Residenzen und großen Städten Alles nachäffte, und, wie dies gewöhnlich ist, daß wir Menschen überhaupt viel mehr geneigt sind, das Schlimme nachzuahmen, ehe wir daran denken, auch guten Beispielen zu folgen, so hatten sich auch in Pesth alle Schattenseiten großer Städte am ehesten eingebürgert. Pesth hatte noch keine Gasbeleuchtung, keine Wasserleitungen, keine guten Trottoirs, doch dafür Spielhöllen, Bordelle und einen sogenannten Schnepfenstrich, wie der Graben und Kohlmarkt in Wien, der Jungfernstieg in Hamburg, Unter den Linden in Berlin, das Quartier Breda in Paris und die Regent Street in London. Der Strich für Pesth ist die große Brückgasse und die Waiznergasse.

An einem solchen Striche erblickte Arpád Sz— Clementine P— zum erstenmale und folgte ihr nach ihrer Wohnung.

Es braucht nicht erst bewiesen zu werden, daß solche verlorene Geschöpfe auch edlererer weiblicher Gefühle fähig sind. So etwas ist schon öfters vorgekommen, ebenso wie es mildthätige Wucherer, weichherzige Richter, Advocaten und Büttel giebt. Manche Herzen verhärten sich so schwer. Bei derartigen verlornen Geschöpfen ist es noch häufiger, daß das Bessere ihres Wesens unversehrt bleibt. Der Körper ist zur Waare herabgesunken, die Seele kann doch rein und für bessere Gefühle empfänglich geblieben sein. Bei Clementine war dies richtig der Fall. Er war der erste Jüngling, dem sie ihr Herz schenkte und auch Arpád verliebte sich in sie, als wäre sie ein tugendhaftes Mädchen. Der Fall ist ein ab-

Digitized by Google

normer und trotz seiner Abnormität kein seltener. Ich selber habe unzählige Männer gekannt, die ihre Liebe an viel unwürdigere Geschöpfe verschenkten und sie endlich heiratheten, der Gesellschaft Trotz bietend und endlich im Laufe der Zeit sogar triumphirend durch Beharrlichkeit.

Das unergründlichste Ding bleibt immer das menschliche Herz, besonders jenes Fach, in welchem die Geschlechtsliebe sich birgt, es ist am öftersten sehr irrationell, doch je mehr es so ist, um so weniger läßt sie sich hinweg argumentiren. Die Menschen sollten also gegen solche Geschöpfe nachsichtig sein, und sie nicht nach der gealterten kalten Vernunft beurtheilen, wie dies bei Eltern am öftersten der Fall ist.

Arpád liebte Clementine so, daß er sie, wäre er unabhängig gewesen, vom Flecke weg geheirathet hätte; dies war aber unmöglich, kein Pfarrer würde ihn, den unter elterlicher Gewalt Stehenden, getraut haben.

Er sann darüber nach, ob es ihm wohl gelänge, die Einwilligung seiner Eltern zu diesem Bündnisse zu erhalten und öffnete am ehesten seiner Mutter sein Herz, diese hinwider theilte das Geheimniß ihres Sohnes dem Gatten mit, der darüber in eine maßlose Wuth gerieth und nun folgte eine Hausscene auf die andere, es gab einen förmlichen Hauskrieg. Der Vater versuchte es mit Drohungen, Strenge, Mißhandlungen, und so gewiß ist es, daß das Märtyrerthum am ehesten Proselyten findet, daß auch in diesem Falle die Leidenschaft des Jünglings, anstatt abzunehmen, immer heftiger wurde und er trotzte mit seinem Vater und gab Clementine nicht auf.

Der alte Sz— hatte zwar Alles gethan, um eine Ehe zwischen den beiden Verliebten zu hindern, doch das Herzensband aufzulösen, lag außer dem Bereiche seiner Macht. Er drohte seinem Sohne mit Enterbung, eine solche wäre aber

Digitized by Google

nur zum Theil ausführbar gewesen, da er blos mit seinem eigenen, nicht aber mit dem Vermögen seiner Gattin, der Mutter Arpád's, verfügen durfte, diese aber neigte sich dem Sohne zu und würde ihm die Einwilligung gewiß nicht vorenthalten haben, Clementine zu heirathen, wenn sie allein über ihn verfügen durfte.

Clementine selber erfuhr von den Freunden Arpád's und von ihm selber Alles; sie wußte, welche Kämpfe er ihretwegen durchzumachen hatte und einen glücklichen Ausgang kaum hoffend, ihren verfehlten Lebensberuf verabscheuend, schlug sie ihm jenes Mittel vor, welches er endlich in Anwendung brachte. Sie war es, die ihn zum Tode beredete.

Eine Stelle in der hinterlassenen Schrift Arpád's bringt das ganze Zwiegespräch der beiden Liebenden und würde ein sehr rührendes Capitel in einem Romane geben.

Nach einiger Zeit willigte Arpád ein. Sie wußten aber noch nicht, welche Todesart sie wählen sollten. Ertränken, dies mochte vielleicht nicht gelingen und sie konnten gerettet werden; sich vergiften, war eben so schwierig, denn man erhält in den Apotheken ohne ärztliche Verschreibung kein Gift.

„Wenn Du Muth hast zu sterben," sagte das Mädchen, „so wird Dir auch der Muth nicht fehlen, auch die wenigen Minuten der körperlichen Schmerzen auszuhalten. Ich habe eine Geschichte gelesen, wo der Geliebte seine Braut und dann sich selber erstochen hat. Das kann doch unmöglich sehr schmerzen, man fällt in Ohnmacht, dann ist's bald vorüber. Fehlt Dir aber der Muth, dann gieb mir das Messer und ich werde mich in Deiner Gegenwart erstechen, obschon ich nichts so wünsche, als die Seligkeit, von Deiner geliebten Hand zu sterben."

So ward denn die That beschlossen und Arpád kaufte sich eine doppelläufige Pistole, die er Clementine zeigte.

Digitized by Google

„Nein, keine Piſtole, das macht einen Knall, man könnte einbrechen, ehe Du Zeit hätteſt, Dich ſelber zu tödten. Ein gutes ſcharfes Meſſer," ſagte Clementine.

Als er ein ſolches gekauft hatte, frug ſie ihn, wie viel Geld er bei ſich habe. Er hatte noch 18 Gulden in der Brieftaſche.

„Davon können wir drei Tage in einem Hotel brillant leben. Wir wollen nicht ausgehen, kein Theater beſuchen, am letzten Tage läßt Du Dir die Rechnung bringen, legſt das Geld dafür bereit und dann Adieu Welt."

Im Hotel ahnte Niemand, daß dieſes junge Paar ſich zum Tode vorbereitete, ſie waren beide guter Laune, ſie noch viel mehr als er, man hörte ſie lachen und ſingen.

Die That mußte in der Nacht verübt worden ſein, der ärztliche Befund ſtellte heraus, daß ſowohl der Tod des Mädchens als des jungen Mannes beinahe in einer Minute eingetreten ſein mußte, die Stiche gingen mitten durchs Herz.

Am Abend jenes Tages, an welchem ſpäter die beiden Leichen nach dem Rochushoſpitale gebracht wurden, kamen die Eltern Arpád's auf das Zimmer, in welchem der Doppelmord ſtattgefunden, die Leichen wurden in ein anſtoßendes Gemach gebracht und der blutige Fußboden wurde eben geſcheuert. Der Vater Arpád's war ſehr niedergeſchlagen, die Mutter aber ſchluchzte heftig, und als das Tuch vom Antlitze der beiden Todten hinweggezogen wurde, warf ſie ſich auf beide, küßte abwechſelnd bald die Lippen ihres Sohnes, bald die bleichen Wangen ſeiner Geliebten, dann wandte ſie ſich zu ihrem Gatten und wies auf die Todten.

„Wäre es nicht beſſer geweſen, Du hätteſt Deine Einwilligung gegeben?" ſprach die kinderloſe Mutter.

„Nein, nein," rief der alte Mann, „lieber todt, als der Gatte einer Straßendirne."

Digitized by Google

Selbst der Anblick des Leichnams seines Sohnes konnte diesen Menschen nicht erweichen. Seine Gattin bat ihn, das Zimmer zu verlassen und sie selber blieb bei den Leichen, bis sie abgeholt wurden.

Nach der Beerdigung der beiden Unglücklichen trennte sie sich von ihrem Manne. Es war zu spät, sie hätte es eher thun sollen, wenn sie ihren Sohn retten wollte.

Digitized by Google

XIV.

Mord und Selbstmord; — der Apotheker.

Die nachstehende Geschichte gehört zu meinen frühesten Jugenderinnerungen und es war der erste Mord und Selbstmord, bei welchen ich die Betreffenden persönlich kannte und ihre Leichen die ersten derjenigen, die an gewaltsamem Tode starben, welche ich gesehen.

Es war im Jahre 1828 in K—, einer Provinzialstadt Nord-Ungarns, ich zählte damals nicht mehr als 14 Jahre, erinnere mich jedoch der Umstände dieses Doppelmordes so genau, als ob er gestern stattgefunden hätte.

Keine Stadt Ungarns beherbergt auf einem so kleinen Flecke so viel Magnaten, wie K—; in der Hauptgasse, welche ziemlich lang ist, gehört jedes dritte oder vierte Haus einem Grafen oder Baron. Unter diesen Herrschaften befand sich auch ein Graf Stefan F—, ein junger Mann von etwa 26—27 Jahren. In seiner Kindheit hatte er eine streng katholische pfäffische Erziehung erhalten, alle Leidenschaften wurden bei ihm niedergehalten und als er mündig und gleichzeitig vater- und mutterlos wurde, war es kein Wunder, daß sie auf einmal aus ihrer Kerkerhaft losbrachen und er jede Lust mit vollen Zügen genießen wollte. Graf Stefan F— war ein sehr liebenswürdiger junger Mann, mit den besten Anlagen, die mit seinen Leidenschaften einen harten

Digitized by Google

Strauß kämpften, hierdurch wurde er etwas excentrisch. Libertinage und strenge Grundsätze, wie konnten sie sich reimen? Seine Existenz wurde hierdurch eine verfehlte. Er war etwas Don Juan und eben deshalb ein Feind des Ehestandes und des Gebundenseins an eine einzelne Person. Verheirathete Frauen widerten ihn an, Jungfrauen unter der Aristokratie hüteten sich vor ihm, somit mußte er sich an Bürger- und Bauernmädchen halten, den Spruch Horazens befolgend „ne sit ancillae tibi amor pudori". So flatterte er von einer zu der andern, ohne sich dauerhaft fesseln zu lassen und wies alle Andeutungen zu einer ehelichen Verbindung mit hochgebornen Damen von sich.

Um aber alle Brücken hinter sich abzubrennen, bewarb er sich um die Erlangung eines Ordens, dessen Mitgliedern das Sacrament der Ehe versagt ist. Es war ein sonderbarer Zufall, wie er dazu kam.

In seinem Hause wohnte der Reichsgraf Leopold B—, zugleich Maltheserritter, ein aufgeblasener Aristokrat, ganz nach dem Modelle der Lauzuns und der Aristokratie Frankreichs aus Ludwigs XV. Zeiten. Dieser Cavalier brüstete sich damit, daß er der einzige Maltheserritter in Ungarn sei und Niemand in K— befähigt wäre, diesen Orden zu erhalten. Diese Anmaßung ärgerte F—, er that die nöthigen Schritte, um in den militairisch-geistlichen Orden aufgenommen zu werden, ließ es sich einige tausend Gulden kosten, und hatte die Genugthuung, ihn zu erhalten.

Als er von seiner Reise nach Malta, wo er in den Orden aufgenommen wurde, zurückkehrte, wurde in K— zu einem Wohlthätigkeitszwecke ein Concert unter der haute volée veranstaltet, bei welchem er ebenfalls mitwirkte, da er ein ausgezeichneter Pianist war. Bei dieser Gelegenheit fiel ihm ein wunderschönes Mädchen im Vorzimmer des Concertsaales

Digitized by Google

auf. Sie war ein Stubenmädchen seiner Schwester, der Gräfin P—, erst vor wenigen Tagen von ihrem Landgute nach der Stadt gekommen. Dieses Mädchens Aeußeres machte auf den jungen Cavalier einen so starken Eindruck, daß er ihretwegen seine Schwester fleißiger besuchte, als dies bis dahin der Fall gewesen. Er entdeckte auch viel musikalisches Talent und eine ausgezeichnete Sopranstimme in dem Landmädchen, bewarb sich um ihre Liebe und es gelang ihm endlich, sie vom Pfade der Tugend hinweg zu locken, und sie seiner Schwester abwendig zu machen. Er nahm sie dann mit sich auf sein Landgut, wo er ihr und ihren Eltern ein Haus einrichtete und sie als seine Geliebte hielt.

Dieses unplatonische Verhältniß hatte etwas über ein Jahr gewährt, ehe seine Leidenschaft abgekühlt wurde; sie war jedoch nur abgekühlt, ohne ganz erkaltet zu sein. Er dachte daran, für ihre Zukunft zu sorgen und sie zu verheirathen, wie dies die Herren Magnaten zu thun pflegen, wenn sie sich an ihren Maitressen satt geschwelgt.

Ein Apotheker in Kaschau bewarb sich um die Hand der schönen Agnes P— und der Graf sicherte ihr einige tausend Gulden als Mitgift zu.

Niemand dachte daran, daß ein Mensch, der eine ausgediente Maitresse zu heirathen sich vornahm, dies aus Liebe thue, sondern lediglich des schnöden Mammons halber. Agnes liebte ihn nicht, trotzdem daß sie vom Grafen nicht mehr jene Liebe zu erhalten hoffte, die, einmal dahin geschwunden, niemals wiederkehrt. Jedoch war der Graf zu gutherzig, um sie ganz aufzugeben und er redete ihr ein, das Verhältniß würde auch später, wenn sie sich verheirathete, fortbestehen, sie aber zog den Moment der Trauung in die Länge und vertröstete ihren Bräutigam von einem Tage zum anderen.

Digitized by Google

„Du weißt doch," sagte sie zum Apotheker, „daß Alles vom Grafen abhängt. Wenn er Dir eine Apotheke einrichtet, will ich Dich heirathen, ehe dies geschieht, kann ich's nicht."

„Nun, Du stehst mit ihm auf so gutem Fuße," entgegnete der junge Apotheker, „daß Alles von Dir abhängt, berede ihn also dazu, daß er's thue. Ich glaube aber noch immer nicht an Deine Liebe und wenn ich wüßte, daß Du noch an ihm hängst, würde ich Dich und mich tödten."

„Welch' ein närrischer Gedanke!" sprach Agnes lachend. „Es ist schon längst aus zwischen ihm und mir. Wäre dies nicht der Fall, glaubst Du, er würde es zugeben, daß ich Dich heirathe."

„Man kann so etwas nicht wissen, er denkt vielleicht daran, das Liebesverhältniß mit Dir fortzusetzen, auch wenn Du mit mir verheirathet bist."

„Du bist also eifersüchtig auf ihn?"

„Kannst Du Dir Liebe ohne Eifersucht vorstellen?"

„Und Du bist wirklich so sehr in mich verliebt?"

„Würde ich Dich sonst heirathen? Mich dem Gespötte meiner Bekannten aussetzen, mir nachsagen lassen, ich heirathe Dich Deines Geldes wegen? Nein, Agnes, ich liebe Dich auch ohne jenes Geld, von welchem ich nichts genießen werde, welches ich ihm zurückzahlen will, sobald ich in meinem Geschäfte so viel erworben habe, um es thun zu können. Ja, ich erkläre Dir, ich will Dich heirathen, auch ohne daß Du einen Kreuzer Aussteuer von ihm bekommst."

„Und wie willst Du eine Apotheke kaufen?"

„Mein ehemaliger Principal, der Apotheker St —, wird mir wohl das Geld vorschießen, daß ich's im Stande sein werde."

„Ich habe davon gehört, doch unter welchen harten Bedingungen. Das würde ein saures Leben sein. Ich bin ein wenig verwöhnt worden, weiß nicht, wie ich dies tragen

Digitized by Google

könnte. Nein, nein, der Graf besitzt genug, wozu sollten wir das Geld hinschenken, welches er mir so zu sagen schuldig ist, weil er es mir versprochen. Er hat aber noch alle seine Gelder aus den Pachthöfen nicht eingenommen, er bekommt es erst auf Georgi, bis dahin mußt Du Dich gedulden."

„Wenn er Dir schon zahlen soll, dann kann er ja leicht Geld geborgt erhalten, Jedermann würde ihm ein solches vorschießen."

„Der Graf will keine Schulden machen."

Der Apotheker mußte sich endlich zufrieden geben. Bis zu Georgi waren es noch drei Monate, als diese Frist verflossen, verlangte Agnes noch eine neue b's zu Michaeli nach der Ernte. Auch diese wurde von dem Apotheker bewilligt, dann noch eine bis nach der Weinlese in der Hegyallya (im Distrikte, wo der berühmte Tokayer Ausbruchwein gemacht wird).

„Gut, auch dies noch, doch keinen Tag länger, als bis nach dem Mäder Ball über eine Woche. Willst Du mir auch dann nicht an den Traualtar folgen, dann magst Du vor Gott die Folgen verantworten."

„Sei nur ruhig, dann bin ich gewiß die Deinige."

Der anberaumte Termin war verflossen. Agnes stellte sich krank und hütete Bett und Zimmer bis zur Adventzeit, wo keine Trauungen stattfinden dürfen, endlich waren auch Weihnachten und der Neujahrstag verstrichen und sie fand noch immer Ausreden, um die Hochzeit in die Länge hinauszuschieben. Ihr Bräutigam ward von Tag zu Tag drängender und unruhiger, seine Bekannten verspotteten ihn, einer derselben meinte, er würde so lange um Agnes zu warten haben, wie weiland Jakob für Rebekka.

„Ich werde der Sache ein Ende machen, worüber die Welt staunen wird," sagte er und verließ die Gesellschaft.

Digitized by Google

Es war an einem Sonntag im Monat Januar, als er seine Geliebte besuchte, er sprach nicht mehr davon, wann sie ihn heirathen würde, sondern erkundigte sich nach ihrem Befinden. Sie klagte über Magenschmerzen.

„Du könntest mir wohl Hoffmann'sche Tropfen aus Eurer Apotheke bringen, dies würde mir helfen," sagte Agnes.

„Oh, dies taugt nichts gegen Magenkrämpfe, es stillt zwar augenblicklich die Schmerzen, doch hilft es nicht für die Dauer, man gewöhnt sich zuletzt daran, so daß man immer mediciniren muß."

„Habt Ihr etwas Besseres?"

„Ja wohl."

„Was?"

„Acidum Hydrocyanicum. Dies hilft für immer, wenn Du's einmal genommen hast, wirst Du niemals Krämpfe mehr bekommen."

„Nun, so bringe mir davon."

„Ich habe gerade ein Fläschchen bei mir," entgegnete der junge Mann und holte aus seiner Tasche ein schwarzes Fläschchen hervor.

„Ist's dieses?" fragte sie, indem sie das Fläschchen zur Hand nahm und es entkorkte. „Wie viel muß man davon nehmen?"

„Einen kleinen Schluck."

Agnes hatte das Fläschchen kaum an die Lippen gebracht, als sie mit den Worten: „Jesus, Maria, Joseph!" zu Boden stürzte, das Fläschchen krampfhaft in der Hand haltend. Er entriß es ihr, ehe dessen Inhalt ganz geleert war und trank den Rest aus. Auch er stürzte zu Boden, doch war er nicht augenblicklich todt, sondern nur ohnmächtig.

Agnes hatte ihre Wohnung im Hause des Arztes S—, welcher eben eintrat, als die fürchterliche Katastrophe statt-

Digitized by Google

gefunden, das schwarze Fläschchen, welches am Fußboden lag, ließ ihn sogleich errathen, was geschehen, er versuchte Belebungsversuche bei dem Mädchen und beim jungen Mann, die erstere aber war bereits todt und der letztere, dem vom Gifte nur wenig übrig geblieben, ward zwar für einige Minuten wieder zu sich gebracht, er erzählte was vorgefallen und erlag dann ebenfalls der Wirkung des Giftes.

Der Graf Stefan F— war lange Zeit untröstlich über den Tod des Mädchens und ließ sich mehrere Jahre unter Menschen kaum blicken. Ihm konnte kein anderer Vorwurf gemacht werden, als daß er zu schwach war, sich von ihr zu trennen.

Agnes selber wurde mit größter Pracht auf dem Rosalienfriedhofe begraben, nicht so der Apotheker, dem das christliche Begräbniß von Seite der Geistlichkeit verweigert wurde (dies war noch so im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhnnderts). Sein Leichnam wurde außerhalb des Friedhofes in ungeweihte Erde verscharrt und kein Leichenstein bezeichnet die Stätte, in welcher er ruht.

In welche Kategorie mag wohl die Ursache dieses Doppelmordes gehören? In jene der allgemeinen Mängel und Uebelstände unseres socialen Systems. Der Graf würde Agnes geheirathet haben, wenn er nicht Magnat und Maltheserritter gewesen wäre.

Digitized by Google

XV.

Selbstmord wegen Geldlosigkeit und Blasirtheit.

Da ich schon einmal in K— bin, dem Orte, wo ich erzogen wurde, kann ich nicht umhin, ein paar andere Fälle außerordentlicher Art zu berichten, die als weitere Belege meiner Behauptungen dienen können, namentlich der Mängel des Erziehungswesens.

Es waren ebenfalls aristokratische Häuser, welche die Individuen lieferten.

Eine Frau von B—, geborne Gräfin H—, hatte ein Dutzend Kinder, die meisten waren Knaben, nur zwei davon Mädchen; von diesen letzteren starb die ältere in ihrem sechszehnten Jahre, so daß die jüngere, Stefanie, das Lieblingskind wurde, als einziges Mädchen unter so vielen Knaben. Ihr gebührte der Titel Comtesse keineswegs, doch nannte man sie ihrer Mutter halber so; als sie dann aufwuchs, war sie an diese Benennung so gewöhnt, daß ihr die Idee einen einfachen unbetitelten Edelmann zu heirathen, unleidlich war. Alle ihre Verwandten mütterlicherseits gehörten dem Magnatenstande an, es ist also nicht zu verwundern, daß sie sich's in den Kopf setzte, ebenfalls Gräfin werden zu wollen. Stefanie hatte keine andere Ambition, sie war sonst beinahe bis zur Ausgelassenheit leutselig und wir zogen sie manchmal mit ihren Prätensionen, Gräfin werden zu wollen, auf.

Digitized by Google

„Sie passen durchaus nicht für eine Gräfin, Stefanie," pflegte auch ich ihr zu sagen. „Sie sind zu wenig zu einer grande Dame geboren, haben gar nichts Steifes, Prüdes an sich, sind ein herziges, liebes Kind, es wäre schade um Sie, wenn Sie in dem arktischen Clima der Hochgebornen verkümmerten."

„Und doch muß ich einen Grafen zum Mann bekommen, wenn er auch alt und häßlich ist."

„Und kein Geld hat —" setze ich dazu.

„Nein, Geld muß er haben, wenn er nebenbei auch Schulden hat."

Sie brachte es endlich doch dahin, einen Grafen zu heirathen. Es war der Graf Emerich C—, ein Mann nahe an siebzig Jahre alt, ein emeritirter Don Juan, häßlich wie ein Faun, ein charakterloser Mensch, der es einst so bunt getrieben, daß er vom Hofe, wohin er als k. k. Kämmerer gehörte, verbannt wurde. Er hatte Schulden und stand unter Sequester, doch beerbte er später eine reiche Tante und wurde hierdurch in den Stand gesetzt, wieder so zu leben, wie ehemals. Seine Verwandten und Bekannten, die ihn gemieden, als er in's selbstverschuldete Unglück gerieth, nahten sich ihm jetzt wieder und unter diesen Verwandten befand sich auch die Mutter Stefanie's, Frau von B—.

Eines Tages war bei dieser Dame großes Diner, ich befand mich ebenfalls unter den Gästen und der Graf Emerich C— gleichfalls, er saß zur Rechten der Hausfrau, zwischen ihr und Stefanie. Nachmittag conversirte ich mit der ersteren und sie theilte mir die Absichten des Grafen auf die Hand ihrer Tochter mit.

„Sie werden sie ihm doch nicht geben, Gräfin?" so sprach ich mich unverholen aus.

„Es ist wahr, Emerich ist ein fürchterlicher Mensch und

Digitized by Google

meine arme Stefanie verdiente doch einen anderen Gatten, als er. Ein so schönes junges Mädchen und dieser häßliche Satyr, auch sonst ein Mensch von übelstem Ruf."

„Und was sagt Stefanie dazu?" frug ich.

„Ach, mein Gott, dies ist's eben, was mir den größten Kummer verursacht, sie ist ganz erpicht auf ihn, sie will ihn par force heirathen. Sie ist noch zu kindisch, um einzusehen, daß dies keine passende Heirath für sie ist. Erst sechszehn Jahre alt."

„Man muß ihr diese Idee um jeden Preis ausreden."

„Sie werden sehen, daß sie sich's nicht ausreden läßt."

So war es. In drei Monaten nach diesem Diner führte er sie an den Altar.

Daß ein derartiger Wüstling die personificirte Tugend selbst verderben würde, war in Voraus zu sehen. Wenn meine Leser Sue's „Martin der Findling" gelesen, werden sie wissen, wie er es angestellt. Er führte sie nach Wien, das geerbte Vermögen seiner Tante wurde von ihm eben so verschwendet, wie ehemals sein ursprüngliches und als er im achten Jahre seiner Ehe starb, hinterließ er ihr ein zerrüttetes Hausweſen und so viel Schulden, daß ihr beinahe nichts übrig blieb.

Stefanie zog später nach Ofen zu einer Verwandten, der Gräfin H—, einer von ihren vielfältigen galanten Abenteuern berüchtigten Dame, die das vom Grafen Emerich begonnene Werk der Demoralisirung zur Vollendung brachte.

Sehr oft begegnete ich beiden Damen im Kaiserbade, sie waren stets von einem Schwarm galanter Cavaliere umgeben und der Ruf Stefanien's war ein sehr gefährdeter. Ihre Eltern waren bereits gestorben, sie hatte außer der Gräfin H— Niemanden, an den sie sich anschließen konnte

Digitized by Google

und so fing sie an auf den Weg, der zum Verderben führt, hinüber zu straucheln.

Dies war im Jahre 1844, damals zählte sie etwa 28 Jahre, sie war noch immer sehr schön und sah blühend aus.

Von diesem Zeitpunkte bis zum Jahre 1848 im Monat Oktober hörte ich nichts mehr von ihr.

Es war einige Tage nach der Schlacht bei Pákozd am Velenceer See, als ich mit ihrem Bruder Rudolf, der als Volontär die Schlacht mitgefochten, zusammentraf, meine erste an ihn gerichtete Frage betraf Stefanie.

„Du wirst mich sehr verpflichten," entgegnete er, „wenn Du ihren Namen niemals in meiner Gegenwart erwähnst. Wollte Gott, ich könnte Dir sagen, sie sei todt, es ist aber viel Schlimmeres mit ihr geschehen. Es ist leicht möglich, daß Du ihr irgendwo im Lager begegnest, dann aber rathe ihr, sich nicht in meine Nähe zu wagen."

Ich konnte mir denken, was er sich dachte, eben so auch, was aus ihr geworden. Ich liebte Rudolf viel zu sehr, als daß ich weiter in ihn gedrungen wäre und dachte nicht weiter an sie.

Während des Frühjahrsfeldzuges erhielt ich die Ordre, mit meinem Detachement von Erlau, wo ich in Station lag, nach Tisza-Füred zu rücken, wo die ganze Armee concentrirt lag. Hier befanden sich das erste, zweite, dritte und siebente Armee-Corps, die Truppen lagen in den Dörfern in der nächsten Nähe von Tisza-Füred.

Das disciplinirteste dieser Corps war unstreitig das siebente, unter dem unmittelbaren Commando Görgey's, wogegen das dritte unter Damjanich das heldenmüthigste war; hier befanden sich nämlich das 3. und 9. Bataillon und die Ferdinand-Husaren, doch herrschte hier weniger Disciplin und deshalb um so mehr Freiheit unter der Mannschaft;

Digitized by Google

die Officiere hatten ihre Geliebten, die Mannschaft ihre Marketenderinnen bei sich und dadurch, daß dieses letztere Corps jetzt in näherer Berührung mit den übrigen stand und einen bedeutenden Ueberfluß an Frauenzimmern mit sich führte, riß auch in den anderen Corps dieses flotte Wesen ein und einige der Marketenderinnen siedelten vom dritten zu den übrigen Corps über.

„Nein, die Gräfin erhaltet Ihr nicht," sprach einmal ein Ferdinand-Husaren-Officier zu einem von den Nicolaus-Husaren.

„Die Gräfin hat den ganzen Feldzug in der Bácska mitgemacht," sagte ein Anderer.

„Fragt die Gräfin, sie muß es wissen," rief ein Dritter.

„Ich habe ihn bei der Gräfin gesehen," bemerkte ein Vierter.

„Wer kann diese Person sein?" dacht' ich mir. „Eine wirkliche Gräfin gewiß nicht, es wird wohl ein nom de guèrre, ein Spitzname sein, den man einer dieser Feldbamen zugelegt."

Ich erkundigte mich bei meinem Cousin, der damals Oberst der Ferdinand-Husaren war, nach dieser Person.

„Es ist die Gräfin Stefanie C— " entgegnete er, „Du mußt sie doch kennen, denn sie ist auch von K— her."

„Unmöglich!"

„Komm, besehe sie Dir, ich habe sie vormals nicht gekannt, möglich, daß sie sich nur dafür ausgiebt. Wir werden sie dort hinter den Pflöcken in der Cantine Nro. 4 finden."

Er griff mir unter den Arm und wir gingen miteinander dahin. Einige Gemeine des 9. Bataillons und ein paar Artilleristen standen vor der Bude und tranken Schnaps.

Es war wirklich Stefanie, die hinter der Bude stand. Seit den fünfthalb Jahren, wo ich sie zum letztenmal ge-

Digitized by Google

sehen, hatte sie sich sehr zu ihrem Nachtheil verändert, sie schien wenigstens um zehn Jahre gealtert.

„Nun, ist's diese?" frug mich mein Cousin.

„Ja, sie ist's, doch mag ich nicht mit ihr in Gegenwart so vieler Leute sprechen."

„Man bläst eben Vergatterung, da werden sich die Leute verlaufen, sie wird gleich allein sein."

Mein Cousin ließ mich bei ihr und als die Soldaten die Bude verlassen, trat ich heran. Sie erkannte mich in meiner Honvéd-Uniform nicht sogleich.

„Sie wünschen, Herr Hauptmann? Vielleicht Grog oder gar Punsch, ich kann Ihnen mit dem einen wie mit dem andern dienen."

„Sie erkennen mich also nicht, Stefanie?"

Sie blickte auf und das Blut stieg ihr in die Wangen, sie fühlte, wie sie erröthete und mit einem traurigen Lächeln an ihr Gesicht greifend sagte sie: „Wann war es zum letztenmal, daß mir so etwas widerfuhr! Ach, hätten Sie je daran gedacht, mich hier und so zu treffen? Hätte ich Ihrem Rathe gefolgt und jenen alten Schurken nicht geheirathet, der mich so unglücklich machte, ich dürfte Ihnen dann in die Augen blicken.

„Es ist noch immer nicht zu spät zur Rückkehr, wenn Ihr Vorsatz ernstlich gemeint ist. Ich will es gerne übernehmen, Sie mit Ihrer Familie auszusöhnen."

„Was nützte es mir, ich könnte doch nicht mehr in die Gesellschaft zurückkehren, deren Gesetze ich mit den Füßen getreten. Selbst das einzige Asyl, welches anderen Frauen offen steht, der Eintritt in ein Nonnenkloster, ist mir versagt. Ich muß den Weg wandeln, den ich betreten, vielleicht, daß eine feindliche Kugel mich auch hinter der Fronte aufsucht."

Digitized by Google

„Ich conversirte einige Zeit mit ihr, versuchte ihr einzureden, daß ihr noch ein besseres Leben beschieden sei, doch sie schüttelte den Kopf und selbst ich wußte nicht, wie es möglich wäre, sie auf jene Bahn zurück zu geleiten, von der sie abgewichen.

Schon am nächsten Tage verlor ich sie aus dem Gesichte, das von mir commandirte Detachement wurde anderswohin versetzt und obschon ich in den Schlachten bei Tapió-Bicske, Isaszeg, Waitzen, Nagy Sarló und Komorn mit Officieren des 3. Armee-Corps zusammentraf, so geschah dies nur so flüchtig, daß ich mit ihnen nicht viel sprechen konnte, so erfuhr ich auch nicht weiter, was aus Stefanie geworden. Nach der Capitulation von Komorn wanderte ich nach England aus, so daß ich an ein ferneres Zusammentreffen mit ihr nicht mehr dachte und sie meinem Gedächtnisse entschwand, wie tausend andere meiner ehemaligen Bekannten und Freunde.

Im Jahre 1859, während des italienisch-französisch-österreichischen Krieges, kamen mehre Ungarn nach London, unter diesen befanden sich einige meiner allerehesten Bekannten aus K—, bei denen ich mich nach diesem und jenem der Zurückgebliebenen erkundigte, dabei fiel mir auch Stefanie ein.

„Gräfin C—? Hat sie nicht Emilie geheißen? Eine kleine dicke Frau? Brünett.

„Nein; Stefanie, eine schlanke, schöne und zarte Gestalt, blond."

„Ah, ich entsinne mich, sie war einst Marketenderin im dritten Armeecorps. Ich habe sie mit Emilie in Carlsbad getroffen. Sie machten Schulden, waren berüchtigte Schwindlerinnen. Stefanie hatte eine Erbschaft gemacht, nach dem Tode eines ihrer Verwandten mütterlicherseits, einen Grafen H—, ist dann nach Pesth gezogen. Emilie lebte ebenfalls bei ihr. Diese Frauen waren aber nicht mehr jung."

Digitized by Google

„Beide über 40 Jahre alt," sagte ich.

„Die eine soll sich aus Blasirtheit vergiftet haben."

Welche war es? Als ich nach Ungarn zurückkehrte, erfuhr ich's. Es war Stefanie. Es war übrigens nicht nur Blasirtheit, sondern Noth und Geldlosigkeit, die sie zu dieser gräßlichen letzten Handlung verleiteten. Ich habe viele schlimmere Weiber gekannt, die sich ihren Fall nicht so zu Herzen nahmen.

Digitized by Google

XVI.

Selbstmordversuch aus Philosophie.

Einer der größten Mängel des Erziehungswesens der Gegenwart ist eine gewisse Inconsequenz, ein Widerspruch in den Lehrgegenständen und der Führung der Eleven. Es ist durchaus absurd, wenn man demjenigen Kinde, dem man Glaubenslehre lehrt, auch Metaphysik lehren will, zwei durchaus antipodische Wissenschaften. Nur der geläuterte männliche Verstand vermag es, die Nützlichkeit der einen wie der anderen Lehre einzusehen, ohne daß sie mit einander in Streit gerathen, dem Kinde ist dies unmöglich. Eben so giebt es gewisse einzelne Sätze im Naturrechte, die von jedem anderen positiven Gesetze verworfen werden und dennoch lehrt man die Schüler, daß alle positiven Rechte auf das Naturrecht gegründet sein müssen, und daß Gesetze, die mit diesem in Widerspruch stehen, unnatürlich sind. Diese Confusion hat gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts eine große Revolution geschaffen, die unmöglich so blutig geworden wäre, wenn die Begriffe geläutert gewesen wären. Niemand wußte eigentlich, was Recht sei, wo das Unrecht anfange, die großen Kinder eben so wenig und vielleicht noch weniger, als die kleinen, bei denen das Herz eine entscheidendere Stimme hat.

Auch in einzelnen Familien stoßen wir auf solche Fälle. So habe ich in K—, derselben Stadt, in welcher die Per-

Digitized by Google

sonen der beiden letzten Kapiteln handeln, zwei Menschen gekannt, bei denen eine derartige inconsequente Erziehung sie zu manchen Verirrungen und Fehlern verleitet hat. Es waren Männer von seltenen Geistesfähigkeiten, das, was man Genies nennt: die Grafen Christof S— und Marzell D—.

Den Vater des ersteren habe ich nicht gekannt, er war längst gestorben, ehe ich geboren, den des letzteren kannte ich persönlich; er war ein berühmter Dichter, ein Gelehrter, eben so wenig mit sich im Reinen, wie viele andere Gelehrte, halb liberal, halb Aristokrat, religiös der Welt zu lieb, im Herzen ein Freidenker.

Vom Grafen Marzell will ich hier nicht sprechen, blos vom Grafen Christof S—, dessen Lieblinge eben dieser Graf Marzell und ich waren.

Die Stadt K— gehörte zu denjenigen, wo die französischen encyklopädischen und revolutionären Grundsätze am meisten und am ehesten verbreitet wurden, es war der Sitz einer Freimaurerloge, ehe die Freimaurerei zur Regierungszeit des Kaisers Franz II. (als Kaiser von Oesterreich seit 1802, der Erste dieses Namens) aufgehoben wurde. Es lebten aber noch Viele von den ehemaligen Freimaurern, damals als dieselbe aufgehoben wurde, junge Enthusiasten, Freidenker und in die sogenannte Jacobinerverschwörung des Abtes Martinovics mehr oder weniger mit verwickelt, namentlich der Graf Christof S—. In einer Sitzung der Stände hatte er eine wüthende Rede gegen die Mißbräuche der Regierung und das gesetzlose Verfahren der hohen Gerichtshöfe gehalten und wurde mittelst kaiserlichen Handbillets für alle Landes- und königlichen Aemter untauglich erklärt. Graf Christof S— kümmerte sich wenig darum, er besaß ein schönes Vermögen in Landgütern und stand auf keine Aemter an.

Digitized by Google

In seiner Jugend führte er ein ziemlich wüstes Leben; als schöner Mann hatte er Glück bei den Frauen. Diese Genüsse aber mußte er in seinem vorgerückteren Alter schwer büßen, denn er wurde so gelähmt, daß er nur auf Krücken sich bewegen konnte, endlich aber sogar für immer an seinen Rollstuhl gefesselt ward. Graf Christof hatte zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Nur der Erziehung derselben und der Lectüre lebend, war seine Existenz eben nicht beneidenswerth.

Da ich mit seinem Sohne Eugen seit frühester Kindheit eng befreundet war, fand ich öfters Gelegenheit auch mit dem alten Grafen zu conversiren und von ihm über mancherlei Gegenstände Aufklärung zu erhalten, die mir, wenn ich sie in den Büchern las, dunkel erschienen. Er war auch mit meinem Vater befreundet und während der Graf dem letzteren die neuesten Journale und Bücher zuschickte, erhielt er von diesem Bücher aus dem vorigen Jahrhundert, die sogenannte Encyklopädisten-Bibliothek, denn beiläufig sei es erwähnt, in K— hatten nur der Graf Josef D —, Marzell's Vater und der meinige eine aus mehren tausend Bänden bestehende Bibliothek. Graf S— kannte zwar die meisten dieser Werke aus früheren Zeiten, doch waren sie ihm jetzt willkommener, weil er sie besser verstand als damals. Gewöhnlich war ich's, der dem Grafen die Bücher zutrug und bei dieser Gelegenheit guckte auch ich in dieselben und erhaschte so Manches, was mir bis dahin fremd gewesen. Es war sogenannte verbotene Frucht. Mein Vater verbot es mir zwar nicht, diese Bücher zu lesen, doch pflegte er zu sagen, ich thäte besser meine Schulstudien zu lernen, als meine Zeit mit dieser Lectüre, die mir jetzt noch unverständlich sei, zu verschwenden. Gerade deshalb reizten sie meine Leselust.

Digitized by Google

Der Graf hatte bald wahrgenommen, daß ich etwas aus diesen Büchern gelesen und da er dies für eine Wißbegierde hielt, die ihm an mir gefiel, würdigte er mich seiner Aufmerksamkeit.

„Sie sind der einzige junge Mensch außer Marzell D—, mit dem man über vernünftige Gegenstände sprechen kann," pflegte er mir öfters zu sagen. „Selbst bei meinem Sohne Eugen ist diese Wißbegierde noch nicht erwacht und mir ist es sehr angenehm, daß Sie sich mit ihm abgeben, von Ihnen lernt er keine solchen Dummheiten, wie von seinen übrigen Freunden."

Nach und nach kannte ich des Grafen politisches und philosophisches Glaubensbekenntniß. Damals bewunderte ich ihn, erst später nahm ich wahr, daß ein Mensch von solchen Grundsätzen unmöglich ganz glücklich sein könne, denn ihm ist die Welt ein zweckloses Ding, er lebt ohne an eine Bestimmung zu glauben, er findet in Nichts einen Trost, denn er glaubt an Nichts. Mit einem Worte, der Graf war ein Atheist und es gab eine Zeit, wo er mich ebenfalls zum Zweifler machte und gerade diese Augenblicke des Zweifels zähle ich zu den unglücklichsten Momenten meines Lebens.

Wir sprachen mit einander zumeist über abstracte Sätze und seine Lebensphilosophie erklärte Alles in materialistischem Sinn.

Als Jüngling von 18 Jahren konnte ich unmöglich von allen jenen schönen Ideen und Begriffen scheiden, die mir theils von meinen Eltern, theils von der Gesellschaft, in der ich mich bewegte, beigebracht wurden. Namentlich war mir das Gefühl der Liebe — der psychischen — das erhabenste. Ich konnte nicht umhin, als ich darüber mit dem Grafen sprach, mit ihm zu streiten und einer anderen Meinung zu sein, als er war.

Digitized by Google

„Wissen Sie, was Liebe ist?“ fragte er mich lächelnd. „Wirkung des kohlensauren Kalks, das materiellste Ding auf der Welt.“

„Sie mögen die Geschlechtsliebe so erklären, doch giebt es auch eine andere, die der Kinder für die Eltern und vice versa, die Geschwisterliebe, die Vaterlandsliebe, die Freundschaft.“

„Papperlapapp, Unsinn. Geschwisterliebe, ein eingedrehorgeltes Gefühl, das widernatürlichste, denn ein Bruder beraubt den anderen um die Hälfte seiner Erbschaft. Man hat es erfunden, damit sie sich nicht gegenseitig erschlagen, wie dies im Urzustande stattgefunden, wie Sie es von Kain und Abel gelernt. Liebe der Kinder für ihre Eltern, nichts als zur Gewohnheit gewordene Furcht, Unbehülflichkeit, die dem Menschen dazu räth, daß er sich dem Stärkeren anschließe. Liebe der Eltern für ihre Kinder, Eitelkeit und Gewohnheit. Wie wenig Väter giebt es, die vollkommen sicher sind, es seien ihre Kinder, die sie dafür halten.“

„Mein Gott, dieser Instinct ist sogar den Thieren angeboren,“ stritt ich.

„Eben deshalb ist es nur thierischer Instinct, wie die Geschlechtsliebe, bei dem Menschen mit Selbstliebe vermengt. Freundschaft, nichts als Egoismus, die Grundlage der Gesellschaft, so auch der Patriotismus, ein ausgedehnterer Patriarchalismus und ein sehr enger Kosmopolitismus.“

Ich schüttelte den Kopf und der Streit wurde fortgesetzt. Ich sprach aus Ueberzeugung, namentlich, was Eltern- und Geschwisterliebe anbetrifft, denn ich liebte meine Schwester Laura auf's innigste, so wie ich niemals wieder geliebt habe in späteren Jahren. Da wir uns vom Gebiet des Abstracten manchmal auch auf jenes des Praktischen begaben, sagte ich: „Sie mögen sagen, was Sie wollen, Herr Graf, auch Sie

Digitized by Google

lieben psychisch und innig, trotz Ihrer Philosophie. Der Himmel verhüte es, daß dieses Gefühl bei Ihnen auf eine schwere Probe gestellt werde, wenn es aber jemals geschehen sollte, erinnern Sie sich des Tages und meiner, der es gewagt hat, mit Ihnen zu streiten."

Das Gefühl des Grafen sollte bald auf eine solche harte Probe gestellt werden, ehe ein halbes Jahr verging. Sein Sohn Eugen starb am Typhus. Ich pflegte ihn bis zu seinem letzten Augenblick und seinen Kopf auf meine Brust gelehnt, verschied er in meinen Armen. Der alte Graf wurde auf seinem Ruhstuhl hereingerollt und sah es, wie ich sein todtes Kind an mich gedrückt hielt und mir die Thränen über die Wangen rollten. War dies Egoismus? Gewiß nicht, und der Vater erkannte es. Er ließ sich knapp an mich rollen, küßte des todten Jünglings Lippen und meine Stirne; auch seine Augen schwammen in Thränen und der Schmerz erstickte jeden Laut in ihm; als er aber aus dem Zimmer des Todes in sein eigenes gebracht wurde, brüllte er vor Seelenschmerz laut auf und ich kann mir denken, wie groß derselbe bei einem solchen Menschen gewesen sein mußte, daß er alle seine Grundsätze mit einem Male umstieß.

So untröstlich der alte Graf auch sein mochte, so wurde diese tiefe moralische Wunde durch den allmächtigen Balsam der Zeit doch endlich geheilt und er kehrte zu seinem Materialismus zurück.

Auch in den nachfolgenden Jahren besuchte ich ihn fortwährend und er fand an meiner Gesellschaft Geschmack. Mittlerweile hatte ich Italien bereist, brachte zwei Jahre am Reichstage zu Preßburg zu und kehrte reicher an Erfahrungen und Kenntnissen nach K— zurück. In unseren Ansichten über Politik stimmten wir vollkommen überein, nicht so über Gefühlssachen und philosophische Ansichten. Von ihm erhielt

Digitized by Google

ich zum Geschenk ein zu jener Zeit berühmtes Buch, des Abbé de Lamennais „Paroles d'un Croyant.“

„Dies ist doch reiner Glaube, Herr Graf,“ sagte ich, als ich das Buch gelesen und von ihm über dasselbe befragt wurde.

„Sie irren, es ist reiner Communismus, in biblischem Styl geschrieben.“

Einmal stritten wir über das Recht der Gesellschaft auf seine Mitglieder.

„Ich bestreite dieses Recht,“ sprach der Graf. „Die Gesellschaft hat so lange ein Recht auf mich, so lange ich es dulde, ich darf aus derselben scheiden, wann es mir gefällig ist.“

„Somit sind Sie auch nicht verpflichtet, sich für Ihre Familie zu erhalten?“

„Durchaus nicht. Sobald diese Schmerzen, die ich von Zeit zu Zeit in meinen Gliedern fühle, so unleidlich werden, daß sie das Gefühl der Lust am Leben zu bleiben überwiegen, werde ich, ohne mir Vorwürfe darüber zu machen, demselben ein Ziel stecken.“

„Wenn Sie daran nicht gehindert werden.“

„Von wem könnte ich gehindert werden?“

„Von Gott oder der Vorsehung oder, wenn es Ihnen besser gefällt es anders zu nennen, vom Zufall.“

Wirklich litt der Graf eine Zeit lang wüthende Schmerzen und ward seines Lebens überdrüssig, so daß er sich erschießen wollte. Er ließ sich beide Terzerole, die stets in seiner Nähe sich befanden, laden und eines Abends nahm er das eine zur Hand, steckte es in den Mund, doch so ungeschickt, daß er sich nur durch die Wange schoß, nun ergriff er das andere Terzerol, doch in eben dem Augenblicke, als sein Finger den Drücker berührte, stach ihn eine Mücke, so daß die

Digitized by Google

Kugel, da seine Hand zitterte, über seinen Kopf hinwegflog. Er schleuderte das Terzerol wüthend zur Erde und zog an der Glockenschnur. Seine Gattin und sein Kammerdiener stürzten herein und von jenem Augenblicke an, gab er jeden weiteren Selbstmordversuch auf.

Drei Tage später besuchte ich ihn, er wies auf sein verbundenes Gesicht und sagte: „durum, sed levius fit patientia, quidquid corrigere est nefas.“

Der Graf wurde in seinen Anschauungen gemäßigter und es gab Augenblicke, wo er an eine Zukunft jenseits des Grabes glaubte, obschon er es Niemand außer mir gestand, doch setzte er hinzu: „Dieser Glaube beruhigt mich so lange ich lebe. Ich bin alt genug, daß ich nicht mehr so lange zu warten habe, um zu erfahren, ob ich mich geirrt oder nicht. Mein ehemaliges Leben hat mich mit dem Aufhören der Existenz mit diesem Leben vertraut gemacht. Giebt es aber noch Etwas, dann wird es mich auch nicht überraschen.“

Digitized by Google

XVII.

Selbstmord aus Furcht vor Tollheit.

Es giebt Aerzte, die die Hypochondrie einzig und allein physischen Ursachen zuschreiben, namentlich dem Milzleiden, deshalb heißt auch jene Krankheit, die in England am meisten zu Hause ist, Spleen, was gleichbedeutend mit Milz ist, in Deutschland nennt man sie Milzsucht. Wenn man aber annimmt, daß viele physische Leiden von Zerrüttung des Gemüths stammen und ferner, daß die Functionen der Milz überhaupt gar nicht bekannt sind, so darf man mit einigem Rechte daran zweifeln, daß die Hypochondrie eine Krankheit eines Organs im menschlichen Körper sei. Dies ist um so mehr anzunehmen, da sich dieses Leiden unter Menschen, wo die Civilisation noch nicht vorgeschritten ist, nirgends zeigt, während sonst alle übrigen Krankheiten weder an eine gewisse Kaste, noch an eine Race oder Nation gebunden sind, außer den gewissen climatischen Krankheiten, wie die Pest, das gelbe Fieber, der Weichselzopf, die Cholera morbus ꝛc. Sie kann auch nicht von einer gewissen Nahrung herrühren, denn da die Hypochondrie eine der selteneren Krankheiten ist, und es beinahe niemals vorkommt, daß in einer Familie zwei Mitglieder gleichzeitig daran litten, so muß die Annahme, sie könne von einem gewissen Nahrungsstoffe herrühren, unbedingt verworfen werden. Selbst die Annahme,

Digitized by Google

daß sie aus der physischen Körperbeschaffenheit und dem Organismus herrühre; so plausibel dies auch scheinen mag, hat aus demselben Grunde nicht vielmehr Wahrscheinlichkeit für sich, weil der Organismus jedes Menschen eine Fortsetzung des Organismus unserer Eltern — zumeist des Vaters, mit etwas Beimischung von hinzugekommenen fremden Theilen, — Nahrungsstoff, Luft, Bewegung u. s. w. ist. Es kommt aber sehr oft vor, daß man in der Genealogie eines Hypochonders bis auf die entfernteste aufsteigende Linie Niemanden findet, der an dieser Krankheit gelitten, wo doch andere Uebel, namentlich Nervenkrankheiten, Catalepsie, Schwindsucht, Brustwassersucht, Gicht, fallende Sucht u. a. m. in gewissen Familien erblich sind.

Aus Allem diesen kann ich nicht umhin, mich für die Annahme jener Aerzte zu erklären, die die Hypochondrie als eine Affection des Gehirns, des Sitzes der Seele, halten, die auch von anderen als physischen Ursachen herbeigeführt werden kann. Es ist wohl natürlich, daß eine gewisse mit dem normalen erforderlichen Zustand der Seele nicht harmonirende Lebensweise zur schnelleren Ausbildung und Intensität der Krankheit eben so beiträgt, wie bei jedem anderen physischen krankhaften Zustande.

Die Erfahrung lehrt uns, daß in einem Hypochonder die Krankheit, welche spät erscheint, ein gewisser Rückschlag — eine Reaction — des ehemaligen Gemüthszustandes ist, und daß Menschen aufgeweckten, lebhaften Temperamentes diesem höchst traurigen Zustande viel mehr unterworfen sind, als solche, die stets ein gleichmäßiges Temperament besessen. So z. B. sind humoristische Schriftsteller, berühmte Komiker, lebenslustige Menschen, so wie auch solche, die ein tiefes inniges Gefühl besitzen, diesem Uebel am meisten unterworfen. Von allen diesen Leuten führen wir nur einige an, wie

Digitized by Google

Swift, den Verfasser von „Gulliver's Reisen," Cervantes, Le Sage, Crébillon den jüngeren, Blumauer, den einst berühmten Komiker Baron Reitzenberg, selbst Nestroy in mancher Beziehung, zumal in seinen späteren Jahren. Während sie durch ihre Schriften und ihre Darstellung tausende von Menschen zum Lachen reizten, ward ihr Gemüth von den peinlichsten Schmerzen zerrissen, sie waren mürrisch und wurden zuletzt Mysantrope und Hypochonder.

Was war also die Ursache, daß sie dazu geworden? Der Rückschlag ihres ehemaligen Frohsinns. Gleichwie der süßeste Ausbruchwein und Tokaieressenz, wenn er lange Zeit einer Oxydation ausgesetzt wird, zu einem viel stärkeren und herberen Essig wird, als ein anderer sonst säuerlicher schwacher Wein, so werden lebensfrohe, innigfühlende, menschenfreundliche Geschöpfe, viel ärgere Hypochonder als solche, bei denen diese Leidenschaften in geringerem Maße vorhanden gewesen. Die zweite und in dieses Buch gehörige Frage ist die, wie ist dieser Rückschlag gekommen? Was hat ihn veranlaßt? Die Antwort ist einleuchtend: die Mängel unseres socialen Zustandes, die Unzufriedenheit mit demselben, die Unzulänglichkeit der Hilfsmittel, um sich solcher Uebel zu erwehren, die nur für feinfühlende Menschen vorhanden sind, auf die aber weder die Gesetzgebung noch die executive Gewalt im Mindesten Rücksicht nimmt. Ist es aber nicht die Pflicht der Gesellschaft, auf die besten ihrer Bürger Rücksicht zu nehmen und Alles aufzubieten, daß ihr ihre Thätigkeit nicht entzogen werde? Ist es nicht ein eben solches Pasquill auf die Institutionen der Menschheit, wenn für solche Menschen nichts gethan wird, wie die prachtvollen Denkmäler für verstorbene Genie's, die, so lang sie lebten, in größtem Elende gelassen wurden, während ihre Werke jetzt tausende von Gulden, Thalern und Livres Sterling solchen Menschen ein-

Digitized by Google

bringen, die vielleicht nichts für die Kunst und Wissenschaft gethan, wie die Besitzer der Gemälde eines Correggio, Michael Angelo Carravaggio, die Eigenthümer der Werke Schillers und Beethovens.

Wenn sich die Gesellschaft um das seelische Wohl der Bürger nach dem Tode kümmert, durch die Religion, so muß sie sich auch desselben seelischen Wohles während seines irdischen Erdenwallens kümmern und dafür sorgen, daß er schon hienieden Ruhe und Zufriedenheit genieße und Alles, was diese stört, entfernen möge. Ist dies geschehen, dann wird es keine Hypochonder geben und diese Krankheit wird aus der Liste der körperlichen Uebel (wofür sie mit Unrecht gehalten wird) verschwinden, wie die Wölfe aus Britannien verschwunden sind.

Einer der traurigsten Fälle, die in diese Categorie gehören und mit einem Selbstmorde endigten, ist der des berühmten Komikers und Schauspieldichters R—*) in Wien.

R— mußte schon mehre Jahre, ehe er sich tödtete, etwas zur Melancholie geneigt gewesen sein, dies zeigen seine sämmtlichen Theaterstücke, und zwar nimmt dieser melancholische Anstrich von Jahr zu Jahr und mit jedem späteren Stücke zu. Am wenigsten ist er in einem seiner ersteren Stücke z. B. im „Diamant des Geisterkönigs" wahrzunehmen, hier herrscht das Burleske vor. Sein „Mädchen aus der Feenwelt" hat schon eine melancholischere Färbung, noch mehr der „Alpenkönig und Menschenfeind", es scheint einigermaßen, als ob er seine Gefühle, seine Stimmung im Rappelkopf niedergeschrieben und corrigirt hätte, wie dies bei Melancho-

*) Ich habe mich hier, um in meiner Schreibweise consequent zu bleiben, blos der Anfangsbuchstaben bedient. Meine Leser werden es wohl errathen, daß hier der Schauspieler Raimund gemeint ist.
Anm. des Verfassers.

Digitized by Google

likern sehr oft der Fall ist, daß sie über ihre gehabten Launen Witze machen und darüber lachen. Ist es nicht öfters der Fall, daß selbst ein Wahnsinnniger in ein unmäßiges Lachen ausbricht? Wenn irgendwo, so gilt hier der Satz: „les extrèmes se touchent.“ Im „Verschwender“ ist sogar das Komischeste düster gefärbt, z. B. die komisch sein sollende Rolle des Valentin, ja selbst die Scene zwischen dem Franzosen und dem alten Weibe. Jede Zeile athmet Lebensüberdruß und Melancholie und wie lange brauchte es noch, ehe er sich erschoß, und was hat man gethan, um ihn von seiner Melancholie zu heilen? Nichts. Selbst als er schon einige Tage mit dem Gedanken umging, sich zu entleiben, hat man dies nicht verhindert.

Man kennt die Veranlassung zu seinem Selbstmorde. Er ging auf die Jagd, und sein Hund, den er wegen eines Dressurfehlers züchtigte, biß ihn. Das Thier war sonst sehr fromm gewesen und zum erstenmal hatte es nach ihm geschnappt. Er bildete sich ein, der Hund müsse toll geworden sein. Auf der Ferdinandsbrücke begegnete er dem Komiker Wenzel S—, klagt ihm sein Mißgeschick, ist ganz verwirrt in seinem Aussehen und S— läßt ihn unbeaufsichtigt gehen. Darauf kehrt R— heim und erschießt sich aus Angst vor Tollheit.

Nach seinem Tode sprach ich mit mehreren seiner Freunde und frug sie, wie dies so plötzlich geschehen konnte.

„Ah, das war voraus zu sehen, daß er's einmal thun würde,“ sprach der Schauspieler H—. „Er war immer etwas melancholischen Gemüths. Kein Wunder, der Mann hat auch sein Kreuz zum Tragen gehabt, war unzufrieden, man hat ihn chicanirt, seine Talente nicht so gewürdigt, wie er's verdient hätte. Uebrigens, wenn man es hätte ahnen können, er würde sich erschießen, so hätte man's auch verhindern sollen,

Digitized by Google

eben so würde er's eingesehen haben, daß dem Hunde nichts fehlt. Ein paar Wochen Aufsicht und er lebte noch."

Ist dies nicht ähnlich jenem Falle, den ich oben erzählt habe unter der Aufschrift „angebliche Monomanie," wo die Umgebung des Selbstmörders es schon seit einiger Zeit wahrgenommen, wie tiefsinnig er gewesen? Es giebt Gesetze, die selbst Unterlassungen bestrafen und eine solche ist es, wenn man überzeugt ist, Jemand leide an einem Gemüthsübel und nichts thut, um ihn vor einem Gewaltschritte zu bewahren.

Digitized by Google

XVIII.

Selbstmord aus Gewissensbisse.

In einem italienischen Regimente Oesterreich's (es war im Jahre 1856) war der Selbstmord unter den Gemeinen und Unterofficieren so sehr eingerissen, als ob man es decimirt hätte. Die Officiere selber waren zumeist Deutsche, Polen, Böhmen, Serben, Ungarn und überhaupt Ausländer, für die die Mannschaft nicht die geringste Sympathie hatte. Dies war vormals so sehr gang und gebe in der österreichischen Armee, daß das Palatinal Husaren-Regiment — im Jahre 1833 das einzige war, in welchem die Mannschaft und das Officiercorps gleicher Nationalität waren, wogegen das Ferdinand Husaren-Regiment in den vierziger Jahren unter 52 Officieren nur 3 Ungarn zählte. Dies war die damalige Politik Bach's, eine Nationalität durch die andere unterdrücken zu lassen. Am schlimmsten unter allen wurden eben die Ungarn und Italiener behandelt, zumal nach der Revolution der Jahre 1848—1849. Die Officiere erhielten Weisung, das nationale Element überall zu unterdrücken und je mißliebiger ein Officier bei der Mannschaft war, um so sicherer konnte er auf ein schnelles Avancement rechnen. Daß dies ein Wühlen im eigenen Fleische war, wollten die da-

Digitized by Google

maligen Staatsmänner nicht einsehen, erst die Verluste in den Jahren 1859 und 1866 in Italien und Böhmen öffneten Vielen die Augen, oder vielmehr die Regierung erhielt an Beust einen so geschickten und umsichtigen Augenarzt, der ihnen den Staar stach. — Ich kehre jedoch zur Erzählung zurück, zu dem Regimente, wo die Selbstmorde so sehr an der Tagesordnung waren, daß selten eine Woche verging, in welcher sich nicht einer oder der andere Soldat erschoß, namentlich war es eine Compagnie, die des Hauptmanns B—, eines gebornen Böhmen, doch aus einer wallonischen Familie.

B— war eben kein grausamer Mann von Natur aus, doch diente er einst als Jüngling als Schiffskadet auf einer österreichischen Brigg und da die Subordination und Disciplin nirgends so streng gehandhabt wird, wie überhaupt bei der Marine, so glaubte er, daß dieselbe Disciplin auch bei der Landarmee angewendet werden müsse. In der österreichischen Armee herrschte damals noch immer der Haselstock, dieses Surrogat der neunschwänzigen Katze und der Knute. Es hieß zwar immer, der Hauptmann dürfe nicht über zwölf Stockprügel als Disciplinarstrafe einem Manne geben lassen, für einem Italiener sind aber zwölf Stockprügel mehr, als fünfzig für einen Ungarn, Raitzen, Polen, Walachen oder Slowacken; diese Leute werden auch im Civilstande stets mit Stockprügel dressirt, zudem ist es dieselbe Entehrung, ob ein Mann einen einzigen Stockstreich oder hundert erhält. Nebenbei liegt es noch auch sonst in der Macht eines Hauptmanns seine Mannschaft zu martern und zu chicaniren und eine solche Disciplinarstrafe, wie die oben erwähnte, wird zu einer Höllenmarter, wenn sie oftmals wiederholt wird. In der Compagnie des Hauptmanns B— war dies der Fall. „Ihr Hunde," pflegte er zu sagen, „Ihr glaubt, weil ich keinem

Digitized by Google

von Euch mehr als zwölf Hiebe auf einmal geben lassen darf, daß dies zu Eurem Vortheil ist, Ihr werdet die erste Strafe noch nicht verschmerzt haben, und sollt schon eine zweite erhalten."

Wahr ist es, daß in Bezug auf promptes Exerciren, Nettigkeit im Aussehen keine Compagnie derjenigen des Hauptmanns B— glich, seine Conduite war gleichfalls tadellos, er war auch sonst ein belesener Mann und man sah ihn gerne in Gesellschaften.

Diese große Sterblichkeit in seiner Compagnie fiel indessen einem General auf und er erkundigte sich nach der Ursache. Alle Officiere behaupteten, B— behandle seine Mannschaft nicht schlimmer als die übrigen, es konnte ihm kein Vergehen wider das Dienstreglement nachgewiesen werden, der General aber ließ es sich angelegen sein, der Ursache der vielen Selbstmorde auf den Grund zu kommen und er stellte Nachforschungen an, aus denen es klar wurde, daß der Dienst unter seinem Commando ein wahres Fegefeuer, wie die Mannschaft überangestrengt wurde und daß der Hauptmann keinem der Soldaten auch nur den geringsten Fehler nachsah. Er ließ den Hauptmann zu sich bescheiden, machte ihm Vorstellungen, namentlich wies er darauf hin, wie ein Officier im Felde verloren sei, wenn er die Liebe seiner Leute nicht besitzt, und obschon sein Vorgesetzter, bat er ihn doch in seiner Strenge nachzulassen.

„Nach dem Reglement sind Sie vollkommen in Ihrem Rechte, Herr Hauptmann," sagte der General. „Sie werden auch niemals von Ihren Vorgesetzten dafür, wie Sie Ihre Mannschaft behandeln, zur Rechenschaft gezogen werden. Doch müssen Sie bedenken, daß es einen Vorgesetzten giebt, der über uns allen steht, und der in Ihnen selbst eine Stimme hat, der uns nach anderen als Reglementsgesetzen

Digitized by Google

richten wird, wenn wir jene der Humanität außer Acht lassen. Es kann eine Zeit kommen, wo der innere Richter mit Ihnen so sprechen wird, wie ich's jetzt thue, und es ist eine Frage, ob Sie ihm darauf mit der Berufung auf Ihre Soldatenpflicht antworten werden."

Den Hauptmann verdroß diese Zurechtweisung und er ward wo möglich ein noch ärgerer Peiniger seiner Compagnie. Eine Woche nach Abreise des Generals ließ er einen jungen Burschen wegen eines unbedeutenden Dienstvergehens mit zwölf Stockschlägen bestrafen; der Jüngling war der Sohn wohlhabender, ansehnlicher Leute, und mit einem Mädchen verlobt, welches er heirathen sollte, sobald er seine Capitulation ausgedient. Er bildete sich ein, sie würde ihn als entehrten Menschen unmöglich lieben und heirathen wollen und erschoß sich aus Verzweiflung.

Dieses Ereigniß ward bald ruchbar und der Hauptmann ward eben zufolge seiner exemplarischen Strenge sofort zum Major befördert, und zwar in ein Regiment, welches in Wien in Garnison lag.

Einige Wochen nach seinem Einrücken in dem Regimente, in welchem er zum Stabsofficier ernannt wurde, besuchte er mit einigen seiner Bekannten das allgemeine Krankenhaus und die Abtheilung der Wahnsinnigen. Ein Greis mit Silberlocken, ein anderer Mann, der erst kürzlich dahin gebracht worden war und ein junges Mädchen von seltener Schönheit fielen ihm hier auf, er fragte, wer sie seien?

„Der eine ist der Großvater, der andere der Vater und das Mädchen die Verlobte eines jungen Soldaten, der sich erschossen hat, weil ihm sein Officier Stockstreiche geben ließ," hieß es. Niemand ahnte, daß B— es gewesen, der Alles dies verursacht.

Digitized by Google

Der neue Major erinnerte sich der Worte des Generals, ging nach Hause, legte schriftlich ein offenes Bekenntniß dessen ab, was er gethan und wie er es bereue und endigte sein Leben durch einen Pistolenschuß. Die Gewissensbisse waren der That bald gefolgt.

Digitized by Google

XIX.

Selbstmord eines frühreifen Knaben aus Liebe.

Wie schlimm es mit dem Erziehungssystem stehe, darüber habe ich in einem der vorhergehenden Kapitel (im XVI.: Selbstmordversuch aus Philosophie) gesprochen. Namentlich müssen die Eltern und Erzieher die größte Sorgfalt darauf verwenden, wie sich die Phantasie bei einem Kinde entfalte, und für welche Eindrücke es am zugänglichsten ist. Es ist absurd, wenn überhaupt für die Erziehung aller Kinder eine gleiche Norm aufgestellt wird. Kinder sind sich eben so wenig gleich, wie Erwachsene. Es giebt ebenso eine Frühreife, wie es eine gewisse Stumpfheit in dem Organismus der Menschen giebt, daß sie nur sehr schwer Eindrücke aufnehmen, oder wenn sie auch solche aufgenommen, ihr Gehirn dieselben nicht behält und das stärkere Wirken neuer Eindrücke die älteren ganz und gar verwischt. Der vorherrschende Zug im Charakter eines Kindes ist eben ein gewisser Wankelmuth, ein Schwanken nach allen Seiten; deshalb geschieht es am öftersten, daß ein Kind Das, was es heute noch geliebt, morgen kaum mehr anblickt. Ein Kind, wenn es eine große Auswahl von Spielsachen hat, wird immer das Neuere dem Aelteren vorziehen und jenes dann eben so bei Seite werfen, sobald ihm noch Neueres bis dahin Unbekanntes geboten wird. Dies steht zwar im Allgemeinen, doch hiervon giebt es Aus-

Digitized by Google

nahmen und man findet Kinder, die sich an das erste Ding was ihnen geboten wurde, derart gewöhnen, daß wenn sie viel schönere andere neue Dinge zu Gesicht bekommen, sie nicht mögen, sondern beim ersten bleiben. Wie ich sagte, sind dies Ausnahmsfälle. Bei einem derartig organisirten Kinde kann man mit Gewißheit auf eine frühreife Charakterstärke, Innigkeit der Empfindungen und unendlich lebhafte Einbildungskraft schließen.

Es giebt Kinder, die für Alles, was mit dem Begriff Ehre verbunden ist, außerordentlich empfindlich sind und wenn man sie bei dieser schwachen Seite zu fassen versteht, können aus solchen die tüchtigsten Männer gebildet werden. Andere Kinder sind eben so für das Gefühl der Liebe und alle damit verbundene Leidenschaften, Fehlern, Tugenden und Schwächen empfänglich. Lord Byron soll schon in seinem fünften Jahre verliebt gewesen sein. Napoleon's I. jüngster Bruder, der nachmalige Herzog von Canino, Lucian, war schon in seinem neunten Jahre in ein sehr ernstliches folgeschwangeres Liebesverhältniß verstrickt, ihm in dieser Beziehung ähnlich sollen auch der berühmte Ungarkönig Mathias Corvinus und viele Jahrhunderte vor ihm Julius Cäsar gewesen sein. Ueberhaupt ist dies ein Gefühl, eine Leidenschaft, die sich im Kinde am ehesten entfalten läßt und bei solchen Kindern, bei denen die Fassungsgabe — auch für Lehrgegenstände — eine schnelle ist, kann man auf ein sehr ausgebildetes Einbildungstalent ohne Weiteres schließen.

Da bei den Kindern die Beurtheilungskraft sehr weit hinter der Einbildungskraft und dem Fassungsvermögen steht, so ist es für die Eltern und Erzieher von höchster Wichtigkeit, darauf zu sehen, daß dieser leicht entzündliche Seelenstoff nicht eine Nahrung erhalte, durch welche eine dem Kinde selbst und möglicherweise auch seinen Eltern und seiner

Digitized by Google

Umgebung verderblich werdende Explosion stattfinden könne. Viele Eltern sind sogar eitel darauf, wenn sich gewisse Gefühle und das Fassungsvermögen ihrer Kinder zu bald entfalten, sie sehen in ihnen schon zukünftige Genies und außerordentliche Geschöpfe, gestatten ihnen Alles, beloben sie für jede einzelne Aeußerung ihrer Frühreife, obschon sie viel mehr Ursache hätten, darüber zu trauern, denn alles Abnormale nützt sich nur zu bald ab und gleichwie wir es in den Pflanzen und sogar Thieren sehr oft zu bemerken Gelegenheit haben, daß auf eine schnelle Entfaltung und Reife ein baldigeres Verblühen und eine baldigere Auflösung stattfinden, als dort, wo es länger währt, bis sich die betreffenden Körper entwickelt haben, so ist es auch bei den Menschen.

Wie gefährlich es sei, einem so frühreifen Kinde eine seiner physischen Organisation und seinem unausgebildeten Urtheilsvermögen nicht anpassende Nahrung zu gewähren, denn die Urtheilskraft ist nichts anderes, als eine Function unseres Gehirnes, die aus zwei Factoren: dem Gedächtnisse und der Erfahrung; stammt, mag meinen Lesern der vorliegende Fall zeigen.

Auf einem Rittergute in Süddeutschland lebte die angesehene Familie N—, sie bestand aus vier Mitgliedern, dem Vater, der Mutter, einem neunjährigen Sohne und einer Nichte und zugleich Mündel des ersteren.

Herr von N— war ein Gelehrter, dessen Hauptbeschäftigung im Bücherlesen bestand, so daß er die Erziehung seines einzigen Sohnes ganz und gar seiner Gattin überließ. Das Lieblingsstudium des Herrn von N— war die Botanik, an sein Lesezimmer stoßend war eine Glasveranda, gefüllt mit seltenen Pflanzen, sowohl tropischen als einheimischen und an einem jeden Kübel der Name dieser Pflanzen, wie man dies in Gewächshäusern findet. Er nahm sein Söhnlein

Digitized by Google

zuweilen mit sich, erklärte ihm die Eigenschaften der verschiedenen Gewächse, ließ ihn dann auch naturgeschichtliche illustrirte Werke sehen, wie Buffon, Cuvier, Merian, Jonston, Linné u. s. w., und es freute ihn nicht wenig, als er wahrnahm, wie sein kleiner Luitpold in kürzester Zeit das ganze Gewächshaus eben so gut kannte wie er selber und die botanischen Namen auswendig herzusagen im Stande war.

Dieses naturwissenschaftliche Talent ließ die Mutter des Knaben auf den absurden Gedanken gerathen, ihrem Kinde in ihrer eigenen Büchersammlung ebenfalls Alles ansehen und lesen zu lassen, sobald nämlich Luitpold lesen gelernt hatte. Diese Erziehung, der Elementarunterricht, begann bei ihm schon in seinem fünften Jahre. Luitpold fing an, an dem Lesen Geschmack zu bekommen und las Bücher nach eigener Auswahl, namentlich Goethe's „Leiden des jungen Werther," ein vortrefflich geschriebenes Buch für Menschen, die weit über die Flegeljahre hinausgereift sind, ein wahres Gift für Jünglinge unter 25 Jahren, sie müßten denn schon ganz blasirt sein.

Werthers Leiden war für Luitpold ein Buch, welches bei ihm das bis jetzt noch unenthüllte Geheimniß der Geschlechtsliebe aufdeckte. Er selber grübelte immer mehr nach und wahrscheinlich ist's, daß ihm seine frühreife Vernunft sagte, er dürfe nicht die Indiscretion begehen, seine Eltern darum zu befragen. Wozu auch? Das, was er selber in seinem Innern fühlte und was er im Buche las, stand seiner Meinung nach so ziemlich in Harmonie und es gab ja noch auch andere Bücher in der Sammlung seiner Mutter, Damenlectüre, wie „Ardinghello" von Heinse, „Bianca Capello" von Meißner, „Fiormona", August La Fontaine und vielleicht noch lebhafter stylisirte Bücher. Liegt ja doch in einem jeden Boudoir ein Pigault Lebrun und Paul de Kock auf,

Digitized by Google

mit einem Worte, des zehnjährigen Knaben Phantasie war entzündet, er bildete sich ein, ein Mann zu sein und wenn Werther eine Lotte gehabt, weshalb sollte er sich nicht auch eine solche suchen.

Das Suchen währte nicht lang, er hatte ein Conterfei für seine Phantasie in seiner Cousine, der Nichte seiner Mutter und seines Vaters Mündel, bald gefunden. Fräulein Natalie S— war bereits achtzehn Jahre alt, aufgeweckten Temperaments, in jeden Scherz eingehend, und als ihr der zehnjährige Luitpold seine Liebeserklärung machte, gewährte und machte ihr dies so viel Spaß, daß sie willig darauf einging, und sich von dem Kinde förmlich den Hof machen ließ, sie theilte es sogar ihrer Tante mit und diese, um den Scherz weiter fortzusetzen, that, als wüßte sie nichts davon und spielte die Comödie mit.

Mittlerweile kam der Rittmeister Karl Freiherr von R— zu N—'s auf Besuch, und Natalie gefiel ihm so gut, daß er sich in sie verliebte und später sogar um ihre Hand anhielt. Niemand dachte daran, daß diese Verlobung Nataliens einem Kindesherzen Schmerzen verursachen würde, Natalie am wenigsten. Sie genirte sich auch nicht, Karl in Gegenwart des Knaben in einer Weise zu empfangen, wie eine Braut ihren Bräutigam empfängt.

„Du liebst also den Freiherrn, nicht mich?" frug eines Tages der kleine Luitpold seine Cousine. Diese leugnete es nicht und lachte über des Knaben Geberden und kindische Eifersucht, die er sofort blicken ließ, als sie seine Frage bejahte.

Am Tage der Trauung kam Luitpold in's Zimmer Nataliens und brachte ihr ein Stück Hochzeitskuchen, kaum hatte er ihn aber ihr gegeben, als er selber davon lief. Natalie kostete den Kuchen, dieser schmeckte aber so bitter, daß sie ihn sofort ausspuckte. Auf dem Wege nach der Kirche frug Luit-

Digitized by Google

pold, ob sie den Kuchen gegessen, sie bejahte es und er ging dann allein nach Hause.

Nach Tische stürzte die Kammerjungfer Frau von N—'s in's Tafelzimmer, wo alle Gäste versammelt waren und rief die Hausfrau an's Bett ihres Sohnes, der, wie sie sagte, in fürchterlichen Krämpfen darnieder liege.

Was war es? Der Knabe hatte die Johannisbeeren des Kuchens aus demselben genommen, um sie mit den Beeren des Kirschlorbeers zu füllen, eine solche Pflanze befand sich auch im Gewächshause seines Vaters. Seine Absicht war, Natalie und sich zu vergiften. Der junge Werther war da, in anderer Form. Er verschied unter den entsetzlichsten Krämpfen.

Digitized by Google

XX.

Ein verunglückter Diplomat.

Meine Mutter war zuweilen, wenn ihr die Laune kam, keine gute Patriotin, sie pflegte zu sagen: „Das Vaterland ist wie das delphische Orakel, es verschlingt nur die dargebrachten Opfer, ohne Etwas wieder zu geben.“ Als ob es Patriotismus sei, wenn man das Vaterland liebt, um Etwas dafür zu erhalten. Beim Lichte betrachtet, hatte sie aber doch Recht. Das Vaterland darf Opfer verlangen, doch muß es auch belohnen und aufmuntern. Wir Menschen sind keine Engel, um der lieben Tugend wegen gut zu sein. Die Glaubenslehre hat ihre Hölle, ihr Fegefeuer und ihren Himmel, das ist Strafe und Belohnung; die Höfe haben ihren Spielberg, ihr Kuffstein, ihr Vincennes und Roquette, ihr Spandau und ihre Orden, Kämmererschlüssel und Titel. Das Leben selbst hat seine Strafe und Belohnung in physischer und moralischer Beziehung, Wonnen und Wehen, Sinnenlust und Krankheiten, Gewissensbisse, Furcht und Schrecken und Zuversicht, gutes Gewissen und Muth. Der Mensch ist als Egoist geboren, er liebt die Mutterbrust, weil sie ihm Milch giebt. Hinter der uneigennützigsten Handlung steckt noch immer Selbstliebe, es thut uns wohl, es schmeichelt uns, etwas Gutes gethan zu haben; beim Märtyrer ist dieses Gefühl potenzirter, doch selbst er thut es nicht aus

Digitized by Google

reinster Tugendliebe, er hofft auf seinen Platz im Himmel. Alles dreht sich um den einzigen Satz: ‚Es macht uns Vergnügen.‘ Dies liegt in unserem physischen und psychischen Organismus.

Dieser menschliche Egoismus wird von den einzelnen Machthabern immer mehr ausgebeutet, als von der ganzen Gesellschaft und je weniger Individuen es giebt, die die Macht haben, zu belohnen, desto häufiger und größer sind die Belohnungen. Frankreich zur Zeit der Bourbonen hatte nahe an ein Dutzend Orden. Amerika hat nicht einen einzigen. Sobald die Belohnungen in einem Freistaate häufig zu werden anfangen, verringert sich seine republikanische Tendenz und gravitirt zum System der Monarchie hinüber. Dies die Ursache, daß diese Erde noch nicht zur Universalrepublik geworden.

Es frägt sich aber, handelt die freie Gesellschaft oder Republik auch recht, wenn sie nichts thut, um den Einzelnen zur Tugend aufzumuntern? Genügt es, wenn sie ihn mit Anderen gleich gestellt bleiben läßt? Ist derjenige, der zur Förderung des allgemeinen Wohles nichts beiträgt, eben so viel werth, wie derjenige, der dem Vaterlande Alles hingiebt? Meiner Meinung nach ist also das Vaterland verpflichtet, seine guten Kinder eben so zu belohnen, wie der Schulmeister den Knaben, der seine Lection ohne Fehler hergesagt. — ‚Das ist nicht nöthig,‘ höre ich sagen, ‚jeder Bürger muß schon darin seine Belohnung finden, daß er mit seinen Besseren*) vor dem Gesetz gleich ist.‘ Allerdings, aber welche Belohnung hat dabei der Beste? die, daß er selbst mit jedem Vagabunden ebenfalls gleich geworden. Da

*) Ich gebrauche diesen Ausdruck wie es die Engländer thun, worunter sie einen hochgebornen Menschen verstehen. (Aristo.)
Anm. d. Verfassers.

Digitized by Google

liegt also auch Strafe daneben, eine um so ungerechtere Strafe, da sie nur den Besseren trifft.

So war es namentlich nach den vielen verunglückten Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 in Deutschland, Frankreich, Oesterreich, Preußen, Italien und Ungarn. Die revolutionären Regierungen hatten ihre Agenten und Emissäre nach dem Auslande geschickt und diejenigen unter den Zurückgebliebenen, die es verstanden, zwischen zwei Wässern zu schwimmen und weder mit den Dynastien noch mit den Revolutionärs hielten, noch mit ihnen brachen, sorgten nur dafür, sich von jedem Scheine des Revolutionarismus zu bewahren und sich rein zu waschen, nachdem die legitime Gewalt hergestellt worden, indem sie ihre eigenen ehemaligen Meinungsgenossen anschwärzten. Diese Leute gehörten stets zu den sogenannten Gemäßigten, jener Zwitterpartei, von welcher Garibaldi in seinem Buche „Die Herrschaft des Mönchs" durchaus nicht lobend gedenkt. Solcher Zwittergeschöpfe gab es überall sehr viele, namentlich in Holstein.

Es ist sehr natürlich, daß an neutrale Höfe nur diplomatisch gebildete Leute gesendet werden, keine Sprudelköpfe. Ein Diplomat und ein Sprudelkopf reimte sich nicht. Die Holsteiner sind es am wenigsten gewesen. Es war also durchaus nicht zu erwarten, daß sie einen Menschen nach England senden würden, der sehr revolutionär gesinnt wäre, nach England — die gemäßigtste antirevolutionärste Regierung der Welt, wo die City den Ton angiebt und Krieg und Revolution verabscheut. Dieser diplomatische Agent, Dr. P—, hatte mit den Lords Palmerston und John Russel in Verkehr gestanden und wurde von ihnen mit aller Achtung aufgenommen, obschon sie ihn nicht offiziell als Agenten der Herzogthümer anerkennen konnten. Daß er aber bei der englischen Regierung in Ansehen gestanden, dafür dient als

Digitized by Google

Beweis das Blaubuch der Jahre 1848 und 1849, wo die Correspondenz Lord Palmerstons mit dem Grafen Rewentlow-Criminil und Dr. P— einen Platz einnimmt, während die diplomatischen Agenten von Hessen und Baden in London nicht einmal eine Audienz bei Lord Palmerston erlangen konnten.

Es ist nicht meine Absicht, die diplomatische Seite der holsteinischen Sache in England heraus zu kehren, ich habe es aber nothwendig gefunden, Alles dies zu sagen, um meinen Lesern in der Person des Dr. P— einen Menschen vorzuführen, der sehr verschieden von allen übrigen revolutionären Emissären war.

Nach der Schlacht bei Missunde (1850) gingen die Angelegenheiten Holsteins immer mehr bergab. Deutschland und namentlich Preußen gaben diese Sache einstweilig auf. Möglich, daß es geschah, weil sich das legitime Prinzip mit dem revolutionären nicht gut vereinbaren ließ und Schleswig-Holstein ward einstweilig wieder wie vormals factisch eine dänische Provinz, obschon ein integrirender Theil Deutschlands.

Dr. P— dachte nicht im Entferntesten daran, daß seine Rückkehr in seine Heimath beanstandet werden könnte, blieben ja die allermeisten Mitglieder der provisorischen Regierung ungefährdet in ihrer Heimath, was hätte man Jemandem zur Last legen können, der nichts anderes gethan, als seine Creditive vorgewiesen und das gesprochen, womit er von seinen Sendern beauftragt war. Wenn irgend wer, so war Dr. P— am wenigsten verantwortlich für alles das, was in Holstein in den Jahren 1848 und 1849 geschehen. Er ging demnach zum dänischen Consul und bat ihn um seine Visa zur Heimreise. Diese wurde ihm verweigert. Hierauf wandte er sich brieflich an die ehemaligen Mitglieder der provisorischen Regierung und ersuchte sie um Auskunft darüber, weshalb

Digitized by Google

ihm die Heimkehr nach Holstein nicht gestattet sei. Die bequemste Weise einen lästigen Frager los zu werden, ist, wenn man ihm nicht antwortet. Er schrieb mehre Briefe nach Hause, die Herren, an die er sich wandte, verloren ihre Geduld nicht, sie ließen seine Schreiben unbeantwortet. Seine Lage fing in London nachgerade an kritisch zu werden; er war von sein Auftraggebern nicht so reichlich mit Fonds ausgestattet, um Jahre lang in London leben zu können. Er wandte sich an Palmerston und bat ihn, ihm die Ursache mitzutheilen, weswegen man ihm die Visa verweigere. „Sie müssen bei der königlich dänischen Regierung um Amnestie nachsuchen," entgegnete der englische Premier. „Wofür? Ich habe gegen die Regierung nichts verbrochen." — „Vielleicht dafür, was Ihre Committenten verbrochen „Quidquid delirant reges plectuntur Achivi"" bemerkte der große Diplomat lächelnd. „Wenn ich um Amnestie nachsuchte, würde ich erst meine Schuld eingestehen und da ich nichts Gesetzwidriges begangen, kann ichs' nicht thun."

Dies war Alles sehr wahr und sehr logisch, Dr. P— erhielt aber doch keine Erlaubniß nach Hause zu reisen. Er war, so zu sagen, an London gefesselt, denn die damalige französische Regierung hatte es sich zum Princip gemacht, den Eintritt jedem politischen Flüchtling nach Frankreich zu verwehren und Dr. P— wurde als solcher betrachtet. Eben so war es mit Belgien, Holland und den Hansestädten, sogar nach Preußen wäre es zu jener Zeit gefährlich gewesen zu reisen, es war nicht das Preußen von jetzt, sondern jenes der Mißverständnisse, und P— hatte keine Lust aus Mißverständniß nach einer Festung gebracht zu werden. So ward er denn gezwungen, in London zu bleiben.

Diesen Entschluß hatte er gefaßt, als er nicht mehr als noch 3 Pfund Sterling in der Tasche hatte.

Digitized by Google

Er miethete eine kleine Wohnung in Dean Street, in der Nähe von Soho, speiste bei Gehringer um einen Schilling täglich und kam Abends zu Mr. Michalski in den polnischen Cigardivan, wohin auch meine Landsleute, die Ungarn, zu kommen pflegten. Hier wurde ich mit ihm bekannt und fand in seiner Gesellschaft viel Vergnügen, denn er war ein außerordentlich belesener und höchst bescheidener Mann. Er erzählte mir seine Fata und da ich schon seit längerer Zeit London als Refugié bewohnte und meinen Lebensunterhalt durch Arbeit erwarb, so konnte ich ihm eher rathen, als mancher andere. Sich an eines der Unterstützungscomités zu wenden, wiederrieth ich ihm ernstlich, erstens würde er hierdurch seine Unabhängigkeit ganz eingebüßt haben, dann aber mußte er es sich bequemen lassen, mit allen Emigranten, wie man sagt, frère et cochon zu werden, was für einen so fein gebildeten Mann höchst lästig gewesen wäre: „Wie machen Sie's aber?" frug er mich. „Oh, ich lebe von Unterrichtertheilen, ich gebe Pianostunden, Unterricht in Sprachen u. d. gl. Außerdem bilden wir Ungarn mit den Polen und Italienern eine eigene Coterie. Unsere Sache ist eine ziemlich gleiche, sie ist eine nationale und nicht republikanische. Bei Ihnen ist es anders. Die Herren Deutschen aus Baden, Hessen, aus der Rheinprovinz und aus andern Provinzen Preußens sind größtentheils rothe Republikaner, was Sie nicht sind. Ihre Meinungsverschiedenheit würde Sie also von allen übrigen isoliren. Sie gehen nicht einmal mehr zu Gehringer, weil die Conversation dortselbst Ihnen nicht zusagt. Mein Rath wäre demnach, sie wendeten sich an die Redaction irgend eines englischen Journals und lebten von Schriftstellerei. So viel ich vernommen, verstehen Sie die englische Sprache eben so gründlich, wie die deutsche. Außerdem gehört es in neuerer Zeit zum guten

Digitized by Google

Ton Deutsch zu kennen; Sie sind mit Lord Palmerston bekannt, er würde Sie einigen Herrschaften empfehlen und Sie erhielten einige Stunden."

Der Rath war so gut wie ein anderer. Dr. P— befolgte ihn zum Theil.

Wissen meine Leser aber was es heißt, ein Pechvogel zu sein? Ein solcher war der arme P—. Er hatte das Unglück einer Redaction empfohlen zu werden, die ihre Mitarbeiter sehr schlecht zahlte, sie mit Versprechungen hinhielt, mit Arbeit überbürdete, und endlich nach mehrjähriger Ausbeutung der ihr zufließenden Arbeitskräfte, ihre Zahlungen einstellte. Ein paar Leute hatten sich dabei einige tausend Pfund gemacht, machten einen Abstecher nach den Vereinigten Staaten und ließen den Betrogenen das Nachsehen.

So geschah es P—. Er arbeitete für das Journal volle vier Jahre, erhielt kaum so viel, um seine Miethe und Kost bezahlen zu können und seine Toilette war sehr fadenscheinig. Das Schlimmste bei dieser Affaire aber war das, daß er, nachdem er so lange Zeit für dieses Journal gearbeitet, nirgends sonst eine Anstellung finden konnte, seine Mitarbeiterschaft an diesem Journal schadete ihm.

Es war zu Anfang des Jahres 1855, an einem nebligen Januarabend, als ich Dr. P— zum letzten Male bei Michalski begegnete. Er war sehr herabgestimmt und sagte mir, er habe zwei Tage lang nicht einmal ein Stück Brot und keine Kohlen für sein Kamin gehabt. „Heute habe ich ein paar Schillinge erhalten, mit diesen werde ich mich versorgen."

Er hatte sich damit auf ewig versorgt. Er kaufte sich Gift, nahm es und am nächsten Morgen hörte ich, was geschehen. — O, armer Sohn Deines Vaterlandes!

Digitized by Google

XXI.

Die jugendlichen Selbstmörderinnen.

Im Jahre 1864 zog ich mit meiner Familie auf's Land. Es war in der Nähe von Pesth. Das Dorf, wohin ich gezogen, ist eines der hübschesten in Ungarn, nicht eben seiner Lage wegen, sondern weil hier sehr viele wohlhabende Herrschaften wohnen und ihre Villas, zumeist in Gärten gelegen, einen angenehmeren Anblick gewähren, als die elenden Bauernhütten, wie man sie in andern Dörfern findet. Die Gegend ist sandig, für Fußgänger ein großer Vortheil, denn man hat hier niemals Koth, wenn es noch so stark regnet, im Gegentheil, der Sand wird durch die Nässe fester, als während der Dürre. Auf dem Lande herrscht überall ein sehr geselliges Leben, doch nirgends so, wie eben hier in den beiden knapp aneinander liegenden Dörfern G— und D—. Hierzu kommt noch auch, daß die Herren von H— insgesammt eines und desselben politischen Glaubensbekenntnisses sind. In Ungarn ist dies eben so von Bedeutung, wie in England, denn Politik ist das Steckenpferd jedes einzelnen Ungarn. Außer der Familie H—, welche eine sehr ausgebreitete ist, giebt es hier nur wenige andere einzelne Herrschaftsfamilien. Unter diese letzteren gehörte mein Freund und ehemaliger Waffen- und Emigrationsgefährte, Graf Ladislaus von B—, ebenfalls schon verheirathet und Vater zweier

Digitized by Google

Kinder. Wir waren von einander unzertrennlich und ich speiste täglich bei ihm.

Ein paar Tage vor Weihnachten erhielt der Graf B— einen Besuch von zweien seiner weiblichen Verwandten, seiner Nichte, Fräulein Leona von B— und der Enkelin seines Schwagers, der Comtesse Elise F—. Beide Damen waren jung, schön, liebenswürdig und geistreich, sehr musikalisch, sprachen fließend englisch und weil diese letztere Sprache in Ungarn ziemlich selten zu hören ist, so ist es sehr natürlich, daß Personen, die sie sprechen, um nicht aus der Uebung zu kommen, mit einander gerne verkehren. So thaten es auch diese beiden jungen Damen mit mir, ich mußte ihnen von England, vom Leben in London und auf dem Lande, von den Eigenthümlichkeiten der Engländer und Engländerinnen erzählen, was sie sehr unterhielt.

In Ungarn — und vielleicht auch anderswo, werden Landbesuche nicht auf einen Tag, sondern auf mehre Wochen gemacht, ja solche sogar zuweilen auf Monate ausgedehnt. So blieben auch die Comtesse Elise und Fräulein Leona länger als einen Monat im Hause des Grafen Ladislaus. Es war eben Carnevalszeit und sie wurden in alle Herrschaftshäuser geladen, wo sie zu den gefeiertesten Tänzerinnen gehörten und die Herzen und Köpfe aller jungen Herren verrückten.

Die beiden jungen Damen waren sehr verschiedenen Naturells und Temperaments. Elise war viel gesetzter, ernster und auch sanfter als Leona, diese war ihrer Schönheit wegen noch von ihrem Vater etwas verzogen und hatte manchmal ihre kleinen Launen, die aber durchaus nichts Bösartiges, Pikantes und Beleidigendes an sich hatten und es war nichts leichter, als mit ihr zu harmoniren, dies zwar um so mehr, da sie unendlich — beinahe bis zur Unvorsichtigkeit, mittheilsam

Digitized by Google

war, so daß ich sie oftmals ermahnte, vorsichtiger in ihren Aeußerungen und Sympathien zu sein, denn sie setzte sich hierdurch einer falschen Beurtheilung aus. Ich durfte es schon wagen, ihr einen solchen Rath zu geben, erstens weil ich der intimste Freund ihres Oheims, dann weil ich verheirathet und viel älter war als sie, so daß ich bequem ihr Vater sein konnte. Comtesse Elise war ein wenig zurückhaltender und sprach nicht gerne von ihrer Familie, doch Leona erzählte mir Alles, was sie von ihr wußte, ohne daß ich sie aufgefordert hätte. So erfuhr ich, daß Elise schon manche Mißgeschicke erlebt, daß sie ihre Eltern nicht lieben konnte und auch in ihrer Freundschaft unglücklich war. Das Einzige, was sie noch aufrecht erhielt, war eine Herzensneigung gegen einen jungen Cavalier, einen Herrn von K—, der ihr den Hof gemacht und sie lebte in der süßen Hoffnung, die seinige werden zu können. Ich erkundigte mich bei Leona nach diesem Herrn von K— und frug sie, ob es ein Mann sei, der ein Mädchen von solchen Herzens- und Geisteseigenschaften zu befriedigen im Stande sei,

„Das könnte ich eben nicht behaupten," entgegnete Leona. „K— ist zwar reich, aus einer der ältesten Familien Ungarns, doch weder besonders hübsch, noch geistreich, auch halte ich ihn eines ernsten innigen Attachements für die Dauer nicht fähig. Er ist ein Dandy nach der Mode, ein Mensch ohne feste Grundsätze und auch schon ziemlich blasirt."

„Dann bedaure ich Elise, denn so viel ich wahrnehmen konnte, ist sie ein Mädchen von tiefem Gefühl, etwas melancholisch und wenn sie sich in ihrer Neigung getäuscht findet, kann sie dies den Verstand, wenn nicht das Leben kosten."

„Das glaube ich selber. Elise ist keine Kokette, nicht so wie ich, deren Grundsatz ist: zu gefallen, nichts weiter. Ich liebe die Männer im Allgemeinen, d. h. (verbesserte sie sich,

Digitized by Google

als sie mich anblickte und in meinem Gesichte wieder eine Miene der Zurechtweisung erscheinen sah) ich unterhalte mich mit Männern gerne, lache sie aus, wenn sie mir Schmeicheleien sagen. Die Einzelnen aber mag ich nicht. Ich werde niemals aus Liebe heirathen, weil ich keinen Mann lieben kann. Heirathen werde ich nur, wenn sich eine gute Partie findet, wenn der Mann, der sich um meine Hand bewirbt, reich genug ist, um mir jedweden Comfort zu verschaffen und in dieser Beziehung mag auch K— eine gute Partie für Elise sein, es ist nur schade, daß sie ihn nebenbei auch liebt."

„Oder vielleicht, daß sie es ihm zeigt," meinte ich. „Vielleicht würde er auch weniger kalt in der Aeußerung seiner Liebe sein, wenn er ihrer Liebe nicht zu sicher wäre. Die Männer, wie die Frauen lieben nur den Kampf, die Hindernisse und nicht eine ruhig dahin fließende Liebe, von welcher Shakespeare in seinem Sommernachtstraum spricht. Sie haben mir auch von Elisens Freundin gesprochen, daß sie in ihrer Liebe unglücklich gewesen?"

„Habe ich Ihnen das gesagt?"

„Ja, Sie haben mir aber den Namen dieser Dame nicht genannt."

„Hermine L—."

„Die, die sich im vorigen Jahre erschossen?"

„Dieselbe," bejahte Leona. „Es hat Elise ungeheuer erschüttert. Hermine hat es ihr gesagt, sie würde sich selber tödten, doch wollten wir nicht daran glauben, wir dachten, die selbstmörderischen Gedanken würden ihr später vergehen. Dieser traurige Fall hat einen bleibenden Eindruck auf Elisens Gemüth gemacht und ich zittere vor dem Gedanken, daß sie von K— betrogen werden könnte, weil ich fürchte, sie sei im Stande, Herminens Beispiel zu folgen. Was hat

Digitized by Google

die Arme auf dieser Welt sonst, wenn nicht ihre Liebe? Sie kann ihre Eltern nicht lieben, weil sie sie nicht achten kann, ihr Vater, ein Vaterlandsverräther, ein Mensch, mit dem Niemand umgehen will, dem man im Casino die Thür gewiesen und als er nicht gehen wollte, standen alle Cavaliere auf und verließen den Saal. Ihre Mutter eine Frau von schlimmem Rufe, die ihre Liebhaber schneller wechselt als ihre Handschuhe."

„Danken Sie Gott, Leona, daß Sie selber sich nicht über ähnliches Unglück beklagen können."

„Mein Vater ist aber leider schon todt, ich habe blutige Thränen um ihn vergossen. Meine Mutter ist eine gute Frau doch ersetzt sie meinen Vater nicht. Unsere Verarmung zwingt sie, daß sie sich vor allen ihren Verwandten demüthigen muß, um von ihnen unterstützt zu werden; besonders vor dieser bösen Eulalie Marquise von P—. Denken Sie sich, was dieses schauderhafte Weib neulich gethan? Wir hatten so eben den Brief, der uns das Hinscheiden unserer guten Tante, der Gräfin G—, meldet, erhalten. Eulalia trifft uns in Thränen und lacht uns aus. Eulalia sagt: ‚Ich werde heute einen Ball geben und den Tod meiner Schwester G— ignoriren, morgen ist es auch noch Zeit zur Trauer und Ihr müßt dahin kommen.' Ich meldete mich krank, meine Mutter ging aber auf den Ball, um es mit Eulalia nicht zu verderben. Seit jener Zeit schmolle ich mit meiner Mutter."

„Das dürfen Sie aber nicht, dies ist sehr sündhaft, eine Tochter mit ihrer Mutter schmollen."

Leona brach in Thränen aus. Zwei Stunden später war sie wieder heiter geworden.

Ich hoffe meinen Lesern diese beiden jungen Damen deutlich genug skizzirt zu haben, daß sie sie kennen.

Digitized by Google

Elise verließ das Haus meines Freundes Ladislaus eher als Leona, die noch da blieb. Beide Mädchen weinten beim Abschied.

„Ich weiß nicht, ob wir uns je wiedersehen werden," sprach Elise zu Leona und mir, „es kommt mir vor als nähme ich für immer Abschied von Euch."

Leona stand mit Elise in ununterbrochenem Briefwechsel und theilte mir Alles mit, was sie dachte, daß es mich interessiren könne. Sie las mir manchmal sogar die Briefe Elisens vor und ihre Schreibart war eine, daß sich George Sand nicht zu schämen brauchte, wenn sie so geschrieben hätte; ein Styl, erhaben, innig, voll Gemüth und Leidenschaft. Es giebt manche Menschen, die sich in ihren Schriften viel schöner ausdrücken, als mit lebender Stimme, unter diese gehörte Elise.

„Haben Sie einen solchen wahnsinnigen Gedanken gehört?" sprach eines Tages Leona zu mir, nachdem sie einen Brief von Elise erhalten. „Elisens Mutter hat ihre Tochter mit sich nach Baden genommen, jetzt im Winter, in dieser Jahreszeit in einen Badeort. Wissen Sie aber weswegen? Es ist dort ein solcher närrischer Engländer, der sich im Sanct Helenenthale ein Haus gekauft und dort wohnt, diesem will sie ihre Tochter verkuppeln, weil er reich ist. Elise mag ihn aber nicht und wird ihn niemals heirathen, dazu hat sie einen zu festen Charakter."

Einige Tage später fand ich Leona in Thränen und verzweifelnd. Ein schwarz berändeter Brief lag vor ihr auf dem Tische.

„Um Himmelswillen, was ist geschehen, Leona? Ist Jemand aus Ihrer Familie gestorben? doch nicht Ihre Mama?" frug ich sie.

„Oh nein, nicht sie, diese unterhält sich gut, aber meine

Digitized by Google

Freundin, meine liebe, arme Elise! Oh, daß es so geschehen mußte."

Nach und nach hatte sich Leona gesammelt und erzählte mir, was vorgefallen. Herr von K— hatte Elise einen Brief geschrieben, in welchem er ihr gesteht, daß er sie nicht liebt. Er billigt den Plan ihrer Mutter und räth ihr den Bewerbungen des Engländers in Baden Gehör zu geben und ihn zu heirathen, er selber sei bereits mit einer anderen Dame verlobt.

Elise hatte sich die Untreue ihres Geliebten so zu Herzen genommen, daß sie sich aus Verzweiflung darüber erschoß.

Es waren noch keine vier und zwanzig Stunden verflossen, Leona hatte kaum Zeit ihren ersten Schmerz zu stillen, als sie eine zweite Hiobspost erhielt: ihr ältester Bruder, Oberlieutenant in der Marine, hatte sich ebenfalls aus Blasirtheit und Unzufriedenheit erschossen.

Ich hätte es niemals geglaubt, daß Leona, dieses so leichtsinnig scheinende Mädchen, so tief ergriffen werden könne, wie sie von diesen beiden Todesfällen ergriffen wurde. Sie war wie wahnsinnig, zerraufte sich die Haare, schrie und jammerte, daß es zum Erbarmen war.

Die Gattin des Grafen Ladislaus befand sich ebenfalls etwas unwohl und der berühmte Arzt Dr. A— war gerade anwesend. Es war ein Glück. Denn Leona hatte in ihrer Verzweiflung in einem Augenblick des Unbehütetseins den Phosphor von einigen Dutzend Streichhölzchen abgeschabt und verschluckt. Der Dr. A— gab ihr ein wirksames Gegenmittel und sie wurde mit genauer Noth gerettet. So hätte die Herzlosigkeit des Herrn von K— beinahe zwei Menschenleben gekostet.

Digitized by Google

XXII.

Der neue Zeno, Selbstverbrennung.

Im XX. Capitel habe ich darüber gesprochen, wie wenig das Vaterland für seine Bürger thut und stets nur Opfer fordert. Wenn diese Behauptung von irgend einem Lande steht, so ist es namentlich von Ungarn. Die Leute haben Geld für Wettrennen, Bälle, Gastereien, prachtvolle Kleidung und jedweden Luxus, doch wenn es heißt, für ihre im Elend schmachtenden Landsleute ein noch so kleines Opfer zu bringen, da lamentiren sie über Geldnoth und Unmöglichkeit, ihnen zu helfen. Die politischen Flüchtlinge aller Nationen, vor Allen die Polen und Italiener — sogar die Deutschen und Franzosen, obschon bei Weitem weniger, hatten in ihrer Heimath Comités, welche den Flüchtlingen eine Unterstützung zufließen ließen, die einzigen Ungarn standen von jeder derartigen nationalen Hilfeleistung entblößt und hätte es nicht großherzige Britten gegeben, die sich der politischen Flüchtlinge aller Nationen angenommen, so würden die ungarischen Emigranten in England verhungert sein. So war es auch in Deutschland eine Zeit lang, namentlich in Hamburg, wo mehrere Ungarn lebten, und von den Hamburgern nach besten Kräften unterstützt wurden, nicht minder in Amerika in den Vereinigten Staaten, wo sie in den Stand gesetzt wurden, Colonien zu gründen und vielen von ihnen Land

Digitized by Google

gratis oder für einen geringen Preis gegeben wurde, in der Türkei hatten sie aber das beste Leben und wurden wie Brüder aufgenommen.

Nach der Uebergabe der Festung Komorn, da die Officiere der Besatzung freien Abzug erhielten und von der österreichischen Regierung dafür, daß sie gegen die Dynastie gekämpft, laut der Capitulationspunkte vor kein Kriegsgericht gestellt werden durften, hielten es Viele für besser, im Lande selbst zu bleiben und lieber Alles zu erdulden, Zeugen der Schwarzenberg-Bach'schen Wirthschaft zu sein, sich durch Gensdarmen chikaniren lassen, als das prekäre Brod der Emigration zu versuchen. Die Aufgabe, die sie sich gestellt, ruhig zu bleiben, zu Allem zu schweigen, war aber eine viel schwierigere, als sie sich gedacht und es ist nicht zu wundern, daß Kossuth und die im Auslande weilende Emigration in Ungarn von Tag zu Tag mehr Freunde und Anhänger bekam, als sie vor der Capitulation hatte.

Kossuth selber wußte dies sehr gut und er dachte, den Enthusiasmus der unzufriedenen Ungarn ausbeuten zu können und das Land zu einer neuen Schilderhebung zu bringen. Daß dies ein gar zu sanguinischer Plan war, sieht man erst jetzt, nach so vielen Jahren. In England und zu Anfang der fünfziger Jahre schien es nicht so.

Demnach wurden vom einstigen Gouverneur Ungarns von Zeit zu Zeit mehre Emissaire sowohl nach Ungarn, als auch sonst überallhin geschickt, wo sich unter dem kaiserlichen Militair eingereihte ehemalige ungarische Honvédofficiere befanden. Proclamationen circulirten in den verschiedenen Regimentern, in welchen die Mannschaft aufgefordert wurde, die von der Regierung erhaltenen Waffen gegen diese zu wenden und eine Revolution von Neuem in Scene zu setzen. Es wurden auch einzelne Putsche versucht, namentlich in

Digitized by Google

Siebenbürgen unter den Szeklern. Doch der Emissair, der mit einem Transport Waffen aus der Türkei dahin reiste, wurde von den österreichischen Spionen ausgekundschaftet und hingerichtet. In Mailand, im Februar 1853, brach ebenfalls ein Aufstand, die sogenannte Stiletto Revolution aus, an welcher viele der eingereihten ehemaligen Honvéds betheiligt waren; die Verschwornen wurden aber versprengt, mußten nach der Schweiz, nach dem Canton Tessin, fliehen, und kamen später nach England. Die Nachrichten, die die Emigration in London erhielt, lauteten immer so, daß es hieß, Ungarn sei in jedem Augenblicke bereit, gegen Oesterreich los zu schlagen, es brauche nur einen Impuls von Außen, d. h. von Kossuth.

Es giebt Menschen, die Kossuth zu viele Dinge zur Last legen und ihn für seine Agitationen verdammen, indem sie behaupten, er habe die Ungarn und die Emigration mit falschen Angaben getäuscht. Wenn er dies ja gethan, so geschah es blos, weil er selber getäuscht worden, es geschah also nicht wissentlich.

Selbst die Times, dieses Oesterreich freundliche Blatt, sprach über die allgemeine Unzufriedenheit mit dem Gebahren der österreichischen Regierung in Ungarn, es ist demnach nicht zu verwundern, wenn Kossuth alles Mögliche versuchte, um eine Revolution hervor zu bringen, dies war ja auch der Wunsch der Gesammtemigration, obschon diese letztere nichts dazu beitrug, um eine solche Revolution im verlornen Vaterlande herbei zu rufen.

Im Jahre 1853 wurden wieder einige Emissaire nach Ungarn gesendet und setzten sich mit den Häuptern der Unzufriedenen in Verbindung.

Unter diesen letzteren befand sich auch der ehemalige Honvéd-Major M—, ein geborner Wiener, ehemals kaiser-

Digitized by Google

licher Artillerie-Lieutenant, doch sonst mit Leib und Seele der Sache Ungarns zugethan, ein intimer Freund des Obersten Josef M—k und des Majors K—i, beide von der Artillerie. Der Letztere hatte sich als Wirthschaftsbeamter von allen politischen Bewegungen zurückgezogen, M—k aber beredete schon im Jahre 1850 seinen Freund M— zur Reise nach Kiutahia, wo sich Kossuth und mehre der hervorragendsten Revolutionsmänner internirt befanden.

M— schmeichelte es nicht wenig von Kossuth, mit dessen Vertrauen beehrt zu werden. Man muß Kossuth gesehen und gesprochen haben, um es zu beurtheilen, welch' ungeheure Macht in seinen Augen, in seinem Organ und in seiner Rede liegt und es ist schlechterdings nicht möglich, ihm gegenüber kalt zu bleiben. Er hat die leichtsinnigen Wiener im März 1848 ebenso enthusiasmirt, wie später die kaltblütigen berechnenden Engländer und Yankees.

Wenn Kossuth M— die Erumnen Herkules' auferlegt hätte, würde dieser sie unternommen haben. Alle nach Ungarn gesendeten Emissaire wandten sich am allerehesten an ihn und er verstand es, sie ungesehen überallhin zu begleiten und für die Sache des Vaterlandes Proselyten zu gewinnen, ohne daß es jemals heraus gekommen wäre, wie er die Sachen anstellte. Niemand hätte in dem schlichten Wiener einen solchen Enthusiasten gesucht.

Ich kannte ihn schon zu Komorn in der letzten Zeit vor der Uebergabe der Festung. Obschon er ebenfalls zu den Officieren gehörte, die im Kriegsrathe stets gegen die Uebergabe gestimmt, war er doch kein Exaltado. Ich erinnere mich, wie er einmal mit einem der tapfersten ungarischen Stabsofficiere, den Obersten Felix B— Sch—, beinahe in Streit gerieth, als wir davon sprachen, man müsse lieber

Digitized by Google

auswandern, als unter solchen Verhältnissen, wie sie zu erwarten standen, im Lande bleiben.

„Es ist eine Narrheit," sagte M—, „fortzugehen und im Auslande hungern, wenn man hier gut leben kann."

„Wie meinst Du das? Gut leben, sich den Bauch anfüllen und nach dem Zapfenstreich schlafen gehen?" fuhr B— Sch— auf. „Ein bloßes Sybaritenleben. Man sieht es Dir an, daß Du ein Wiener bist. Eure Seligkeit besteht im Genuß von Backhändeln mit Eiersalat."

„Ich habe eben so mitgefochten, wie Ihr," entgegnete M— trotzig.

„Nicht so gut, wie wir," bemerkte ich, „denn wir haben aus Vaterlandsliebe gekämpft, während Du als Wiener —"

„Was habe ich als Wiener?" fuhr M— auf.

„Für Sold und Avancement Dich der Sache Ungarns angeschlossen," rief B— Sch—.

Es wäre beinahe zu einem Duell gekommen, denn M— war damals noch ein erbitterter Gegner Kossuths, erst später wurde er vom oben erwähnten Obersten Joseph M—k bekehrt.

Wer hätte in M— eine so große Opferwilligkeit, einen so stoischen Charakter gesucht, wie er ihn später bewies? M— war ein Gourmand, ein Feinschmecker, überhaupt ein sinnlicher Mensch, er war im Felde tapfer, doch nicht mehr als jeder andere Officier, er setzte sich niemals muthwillig Gefahren aus, und hatte keine besonderen Bravouren aufzuweisen. Wenige kannten ihn genau, vielleicht nicht einmal er sich selber. Die Gelegenheit, seinen unerschütterlichen Heldenmuth zu zeigen, war noch immer nicht gekommen.

Als M—k nach London kam, und darüber sprach, wie die Angelegenheiten in M—'s Händen sehr gut ständen, lachten wir M—k aus, selbst Kossuth setzte nicht allzu viel Vertrauen in ihn. Dies kam einmal zur Sprache.

Digitized by Google

„Glauben Sie nicht, Herr Gouverneur, daß unsere Sachen in Ungarn in besseren Händen sein könnten, als in jenen des Majors M—?" fragte der Oberst Graf T—.

„Wer ist dieser M—?" fragte Paul von Sz— einer der diplomatischen Agenten Kossuth's. „Was ist er für ein Landsmann?"

„Ein Wiener," war die Antwort.

„Oh weh," bemerkte ein Dritter, „ich traue den Wienern nicht. Sie haben zu lange mit der ehemaligen geheimen Polizei verkehrt, als daß nicht auch an ihnen etwas von Spitzelthume anklebte."

„Nein, nein," entschuldigte Kossuth den Abwesenden, „so arg ist es nicht. Mir hat M— gefallen. Er ist ein gerader Michel. In diesem Menschen kann keine Spitzelnatur stecken."

„Es ist dennoch gefährlich, die wichtigsten Geheimnisse und den Schlüssel zu noch wichtigeren einem solchen Menschen zu vertrauen, der nicht ganz besondere Proben seines Patriotismus abgelegt," war die Ansicht Franz von P—'s, eines der vertrautesten Freunde Kossuth's. „Es kann doch geschehen, daß er durch irgend einen unglücklichen Zufall verrathen wird. Er kennt die Namen aller, die mit verwickelt sind. In Oesterreich werden jetzt politische Verbrecher mittelst Folter, d. h. mit dem Haselstock, zu Bekenntnissen gezwungen. Der arme Teufel P—, den man im Jahre 1852 in Wien gehangen, ist dieser Folter erlegen, hat geplaudert und sogar Dinge in seiner Angst und Qual ausgesagt, die nicht wahr waren und dadurch mehre ganz unschuldige Leute hinein gebracht."

„Nun, wir wollen hoffen, daß nichts verrathen wird," sagte Kossuth. „M— wird keine Gelegenheit haben, die Rolle einer Portia zu spielen und sich verbrennen, um sein Schweigen zu besiegeln."

Digitized by Google

Niemand ahnte es, daß in diesem historischen Vergleiche Kossuth's ein Omen läge, und doch war es so.

Die Verschwörung in Ungarn wurde entdeckt und M— ebenfalls als in dieselbe mitverwickelt, ohne daß man dies bestimmt wußte, auf bloßen Verdacht hin, gefänglich eingezogen. Beim ersten Verhör sagte er nichts aus und man drohte ihm, wie man P— und dem Schneider R—k aus Hamburg gedroht, daß man den Haselstock anwenden würde.

Nur M— allein wußte es, wie viele Menschen durch ihn compromittirt werden würden, wenn er Alles entdeckte, was er wußte. Um dies zu verhindern, keimte in seinem Gehirn eine Idee auf, die nur in der Phantasie eines Dichters etwas Wahrscheinliches haben konnte, wie dies Victor Hugo in seinem Han von Island gethan. M— führte dasselbe aus, was Han der Isländer.

Man hatte ihm in seiner Zelle das Tabakrauchen gestattet, ihm also ein Päckchen Streichhölzchen geben müssen. Mit einem solchen steckte er den Strohsack seines Bettes in Brand, legte sich darauf und verbrannte sich in seiner Zelle. Es geschah bei Nacht. Der Rauch weckte die Gefängnißwärter. Als man aber in sein Zimmer trat, sah man, was geschehen. Man fand ihn todt, ein zweiter Zeno, der lieber starb, als daß er zum Sprechen bewogen werden konnte.

Digitized by Google

XXIII.

Amerikaniſche Duelle.

Jeder meiner Leſer wird wiſſen, was unter dieſer Benennung verſtanden wird, obſchon es keine richtige iſt, den der Urſprung derartiger Duelle iſt kein amerikaniſcher, auch giebt es dort eine andere Gattung Duelle mit Revolver und Bowieknife in einem finſteren Zimmer, wo es den Duellanten überlaſſen wird, ſich gegenſeitig zu maſſacriren ohne dabei Zeugen zu benöthigen. Solche Duelle, wo der Zufall entſchied, wer der beiden Streitenden ſterben müſſe, gab es ſchon zu Zeiten Ludwig's XV. und des Regenten Philipps d'Orleans in Frankreich. Da die Edicte, die der Cardinal Richelien gegen die Duelle erlaſſen, ſehr ſtreng waren und der Graf Botteville de Montmorency dafür, daß er ſich geſchlagen, auf dem Grèveplatze enthauptet wurde, ſo ſchien es den übermuthigen Cavalieren doch gar zu gefährlich, denſelben zu trotzen, zumal als ſie unter Ludwig XV. vom Miniſter Fleury wieder in Kraft geſetzt wurden. Obſchon man in vielen Fällen ein Auge zudrückte, ſo geſchah es aber auch, daß die Beſchuldigung, Jemand habe duellirt, als ein ſehr guter Vorwand dazu diente, ein mißliebiges Individuum aus dem Wege zu räumen und es in die Baſtille zu ſtecken. Die berüchtigte Maitreſſe Ludwig's XV., Herzogin von St. Prie, bediente ſich ſolcher Gelegenheiten für Lettres de Cachet

Digitized by Google

und wenn Jemand einen ihrer Galans forderte, um seinen Tod zu verhindern, genügte es eines Winkes, um ein Duell nieder zu schlagen. Die Cavaliere verfielen also auf ein anderes Mittel, um ihre gekränkte Ehre zu wahren, sie losten darüber, wer sich in einem gewissen Zeitraum erschießen müsse. Gewöhnlich entschieden die Würfel. Wer mehr Augen warf, gewann, wie es in Alexander Dumas Stücke der Marschall Herzog von Richelieu und der Leibgarden Lieutenant d'Aubigné in „dem Fräulein von Belle Isle" thun.

Wenn gleich jedes Duell in eben dem Maße ein eben so unsinniges, als ungerechtes und barbarisches Mittel ist, eine Beleidigung abzuwaschen — denn das Blut unserer Nebenmenschen kann niemals abwaschen, weil Blut nur besudelt, — so mußte sich die abscheuliche und absurde Gewohnheit seit Urzeiten bis auf den heutigen Tag der irrigen Begriffen der Ehre zu Folge aufrecht erhalten, da die Gesetzgebung kein anderes genügendes Mittel gefunden hat, um dies nach den Gesetzen vollziehen zu lassen, mit einem Worte, es ist wieder einer der Mängel unseres socialen Systems und des Rechtswesens insbesondere, daß Duelle geduldet werden. In den gewöhnlichen Duellen aber läßt sich noch Einiges dafür anführen, daß zwei Gegner sich gleich gestellt werden, um sich mit den Waffen auf Leben und Tod zu bekämpfen. Es liegt etwas Ritterliches und Romantisches in einem Zweikampfe, ein solcher ist durchaus naturgemäß, eben so wie bei allen Thieren. Sophisten können Argumente zur Aufrechterhaltung dieser Sitte oder vielmehr Unsitte anführen und selbst Menschen, die in der Theorie das Duell verdammen, würden in neun Fällen unter zehn sich schlagen, wenn sie gefordert werden würden.

Nicht so ist es bei dem amerikanischen Duell, und diese sind bei weitem gefährlicher als alle anderen, weil sie nicht

Digitized by Google

verhindert werden können. Wer weiß es, daß sich zwei Menschen gefordert? Und der moralische Zwang zu einem Selbstmord ist größer als in jedem anderen Falle. Wer wird gerne leben wollen, wenn er aus der Gesellschaft, in welcher er bis dahin gelebt, geschlossen, was der Fall ist, wenn man erfährt, Jemand habe ein Duell refüsirt? Ein weiterer großer Uebelstand ist, daß die amerikanischen Duelle nicht auf eine gewisse Schichte der Gesellschaft beschränkt sind, sondern nach allen Richtungen sich ausdehnen. Zwei Bauern, Schuljungen, gemeine Soldaten, Geistliche, selbst Kaufleute und Civilbeamten können sich nicht in gewöhnlicher Weise schlagen, wenn sie gegen einander erbittert sind, wenn sie es thäten, machten sie sich nur lächerlich, riskirten die Stellung zu verlieren, die sie bis dahin eingenommen, gemeine Soldaten, Schuljungen (nicht Studenten der Universitäten, denn bei diesen ist es leider der üble Brauch, daß sie sich sogar schlagen müssen und zuweilen wegen Nichtigkeiten, man erinnere sich nur des Falles, des jungen Freiherrn von Gablenz in Leipzig) und Geistliche dürfen sich unter keinen Umständen schlagen, — außer in Frankreich und Italien die Soldaten, wo diese Sitte geduldet wird und das Regiments-Commando darüber ein Auge zudrückt.

Nun können aber Geistliche, Soldaten, Bauern, selbst frühreife Schuljungen so kitzlich im Punkte der Ehre sein, wie jeder Adelige oder Officier, und eben das strenge Verbot wird sie noch mehr zu Duellen reizen, da bleibt ihnen keine andere Wahl als ein derartiges amerikanisches Duell.

Ist es schon Jemandem eingefallen, nach den außerordentlich häufigen Selbstmordursachen — zumal unter den Soldaten, und namentlich in Sachsen, nachzugrübeln? Am öftersten wird die Schuld auf die Behandlung, die die Gemeinen von ihrem Vorgesetzten zu erdulden haben, gewälzt und nur

Digitized by Google

in einem einzigen Regimente — in Oesterreich, ist man auf die Spur dieser Ursachen gekommen, bei einem Uhlanen-Regimente. Einer der Leute, der den kürzeren gezogen und sich den Tod zugewürfelt, legte ein ausführliches Geständniß darüber schriftlich ab, gleichzeitig angebend, wie viele seiner Kameraden aus gleichen Ursachen sich erschossen. Auch andere Soldaten, die davon wußten, wurden darüber vernommen und sie gestanden, daß sie davon wußten, eben so auch, wie einer ihrer Kameraden, der nicht den Muth hatte, sich selber zu entleiben, von den übrigen so lange gemißhandelt worden, bis er es endlich doch that.

Derlei Gerüchte und Nachrichten verbreiten sich aus einer Armee in die andere, die Oesterreicher sind mit den Sachsen im Jahre 1866 in gleicher Linie als Alliirte gestanden, wie leicht konnte diese verruchte Idee zu ihnen herüber gekommen sein.

Es frägt sich nun, ob sich dagegen nichts thun ließe. Wenn gewöhnliche Duelle verboten sind und bestraft werden, könnte bei einem amerikanischen der Uebriggebliebene nicht dafür zur Verantwortlichkeit gezogen werden, daß er seinen Nebenmenschen gezwungen hat, sich den Tod zu geben? Ist dies nicht die Sache der Staatsanwälte zu erforschen, weshalb sich Jemand entleibt? Kann man dies überhaupt erforschen? Ganz gewiß eben so, wie man einen Raubmord, eine Vergiftung, eine Brandlegung, eine Fälscherei, einen Diebstahl und jedes andere Verbrechen entdecken kann, wenn diejenigen, deren Amt dies ist, sich für ihre reichliche Besoldung die Mühe nehmen wollten, dies zu thun.

Digitized by Google

XXIV.

Schwindel und Betrug, Selbstmord durch die Eisenbahn.

Während meines zwölfjährigen Aufenthaltes in England machte ich die Bemerkung, daß die Regierung sowohl wie das Volk Alles vermied, was der regierenden Kirche Anstoß geben konnte. England ist unstreitig das bigotteste Land Europa's. In einigen Häusern geht die Bigotterei so weit, daß man nicht einmal Musik an Sonntagen duldet, ich habe es sogar erlebt, daß die Nachbarn einen Herrn, der in seinem eigenen Hause an einem Sonntage Skalen spielte, vor dem Friedensrichter verklagt hatten, weil dies ihnen Anstoß gab und sie in ihrer Andacht störte. An Sonntagen sind nicht nur alle Kaufläden und Theater geschlossen, man darf nicht einmal das British-Museum, die Nationalgallerie und den zoologischen Garten besuchen, obschon dies rein wissenschaftliche und Kunstinstitute sind. Im Jahre 1858 gelang es erst dem Minister des Innern, Sir Benjamin Hall, dem Publikum zu Liebe, den Genuß der Musik in den Parks durchzuführen, die liberale Partei der beiden Häuser hatte aber ziemlich lang gegen die Herrn Prälaten der hohen Kirche, namentlich gegen den Erzbischof von Canterbury zu kämpfen, bis sie diese Bill durchbrachte und auch dann noch capricirten sich die hohen Geistlichen darauf, daß blos Oratorien aufgeführt werden sollten und die Debatten über diesen letzten

Digitized by Google

Punkt dauerten mehre Monate, bis endlich die reine Vernunft über die Finsterlinge siegte und die harmloseste aller Zerstreuungen, die Musik, in den öffentlichen Parks gestattet wurde.

Die hochkirchliche Partei in England ist eigentlich nur seit der Zeit des Terrorismus in Frankreich so sehr in Aufschwung gekommen. Die Engländer waren sogar den nur zu freidenkerischen Encyklopädisten voran gegangen; Locke, Hobbes und über Alle der berühmte Minister Aunas, Bolingbroke, waren wahrscheinlich noch mehr Materialisten als Voltaire, Mirabeau, Rousseau, Diderot und Montesquieu; Fox und Chesterfield nannte man Atheisten. Es gehörte zum guten Ton in England, ein Freidenker zu sein, die Aristokraten Englands waren es durchgängig. Als sie aber sahen, wie die Freidenkerei zur Revolution, diese zum Terrorismus und Verlust aller Adelsvorrechte führe, sattelten sie um und die englische Aristokratie geht jetzt dem Volke in Bigotterie mit bestem Beispiel vor. Bei älteren Lords ist dies nicht nicht zu verwundern, sie halten es mit jenen, die behaupten, das Volk dürfe nicht aufgeklärt werden und es giebt wirklich auch andächtige Menschen aus Ueberzeugung unter ihnen, auffällig aber ist es, wenn sehr junge Männer, wie z. B. Lord Robert Grosvenor (gegenwärtig Marquis von Westminster) der Viscount Ebrington nnd Lord Elcho mit elegant gebundenen Gebetbüchern in die Kirche gehen, in ihrer Andacht die Augen verdrehen und thun, als ob sie wirklich von methodistischem Glauben durchdrungen wären, es ist unmöglich, dabei nicht auf den Gedanken zu verfallen, das Alles dies nichts als Scheinheiligkeit sei.

Die Aengstlichkeit im Aufrechterhalten der geistlichen Autorität hat so manche bösen Folgen auch im socialen Leben. Die Kirche und ihre Diener beeinflussen Alles: die Regie-

Digitized by Google

rung, die Justiz, das Schulwesen und selbst das Privatleben. Wenn ein Geistlicher mit einem Weltlichen in einen Streit geräth, so muß des letzteren Recht so klar sein, wie der hellste Sonnenschein in Neapel, damit er seine Sache gewinne. Ich erinnere mich mehrerer Fälle, wo Geistliche eines verübten Scandals wegen sogar vor die Assisen kamen, namentlich im Jahre 1859 der Reverend H—, wegen Mißbrauch und unzüchtigem Benehmen gegen ein zwölfjähriges Mädchen. Seine Schuld war so klar, daß die Geschwornen kein anderes Verdikt bringen konnten, als das, was sie brachten, indem sie ihn für „schuldig" erklärten und er zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurde. Aus seinem Kerker wandte er sich an den Erzbischof von Canterbury, die ganze Geistlichkeit nahm sich seiner an, sein Proceß wurde revidirt, die beiden kleinen Mädchen, die gegen ihn als Zeugen aufgetreten und die — (die ältere zwölf, die jüngere acht Jahre alt) durch Kreuz- und Querfragen der Advocaten derart in die Enge getrieben wurden, daß sie in Thränen ausbrachen und Alles widerriefen, was sie zum erstenmal ausgesagt, worauf der Reverend H— freigesprochen und die unschuldigen Kinder in eine Besserungsanstalt gebracht wurden, in's Gefängniß von Holloway.

Ich hatte eben dortselbst einen Bekannten, Mr. D—, der mir Zutritt in diese Besserungsanstalt erwirkte, sprach mit beiden Mädchen und gewann die Ueberzeugung, daß sie unschuldig seien. Diese meine Ansicht theilten mehre Engländer, namentlich der leider zu früh verstorbene geniale Schriftsteller William Makepeace Thackeray, den ich in einer Gesellschaft in einem Hause, welches ich manchmal besuchte, kennen lernte. „Was wollen Sie, das Princip muß gerettet werden," sagte er mit bitterer Ironie. „Was liegt daran, wenn diesen beiden armen Kindern das Brandmal der Schande

Digitized by Google

schon jetzt aufgedrückt wird, welches sie nie wegbeizen können, wenn nur ein hinfälliger alter Pfaffe vom Scandale frei wird."

Ich schüttelte unmuthig meinen Kopf und hätte in jenem Augenblicke weiß der Himmel was gegeben, wenn mir der Zufall den Reverend H— in den Wurf gebracht hätte, dem ich einen ganz curiosen Sermon gehalten haben würde.

Diese Bigotterie ist die dunkelste Schattenseite Britanniens.

Ich sollte aber England nicht verlassen, ohne meine Genugthuung zu haben, daß ein Geistlicher der hohen Kirche etwas Derartiges anstellte, um criminell behandelt zu werden. Der Fall machte in England großes Aufsehen.

In ein Dorf — eines der einträglichsten Kirchspiele der östlichen Grafschaften — wurde der Reverend Mr. F— zum Pfarrer ernannt und erschien dortselbst ein paar Tage nachdem seine Ernennung in den Journalen gestanden. Er war ein schöner, junger, gebildeter und sehr liebenswürdiger Mensch, der sich dem Lord Ch— und den übrigen Gutsbesitzern in der Umgegend im bestem Lichte zeigte und von ihnen auf's Freundschaftlichste aufgenommen wurde. Er war von guter Familie, seine Verbindungen mit hocharistokratischen Häusern gaben ihm Aussicht auf eine gute Partie und er machte sich auch an die Schwester eines Baronets, Sir Walther W—, die ihn eben nicht ganz gleichgiltig aufnahm.

Der junge Geistliche hatte bald alle Bedenklichkeiten und Ziereien der nicht mehr allzu jungen Dame besiegt, die sie anfangs gegen eine Vereinigung erhob, indem sie meinte, es sei nicht gut, wenn Personen ungleichen Alters sich heirathen und es wäre noch schlimmer, wenn diese Ungleichheit zum Nachtheile der Frau sei, oder mit anderen Worten, wenn die Frau älter sei als der Gatte. F— aber wußte

Digitized by Google

sie zu überreden und ihr seine Liebe so klar vor Augen zu stellen, daß sie ihm endlich glaubte und der Tag der Trauung wurde festgestellt.

Der Reverend F— hatte für einen Geistlichen ziemlich romantische Ideen, sprach mit seiner Verlobten über die Glückseligkeit eines idyllischen Stilllebens, wenigstens während der Flitterwochen, erzählte ihr nebenbei über die Sitten der alten Spartaner, wo die Mode herrschte, daß die jungen Leute ihre Geliebten aus dem Hause ihrer Eltern rauben mußten. Ein altes Mädchen ist immer mehr zur Romantik geneigt, wenn sie einmal dazu kommt, zu glauben, daß sie geliebt werde. Eine längere Zeit zurückgehaltene Leidenschaft lodert auch heller, als eine andere in normalem Zustand. Bald hatte es der Pfarrer bei Miß Sara W—, seiner Braut, so weit gebracht, daß sie ihn in Romantik und Schwärmerei beinahe überholte.

„Was hindert uns daran, sofort abzureisen, ohne Jemandem ein Wort darüber zu sagen?“ frug sie ihren zärtlichen Bräutigam. „Hängen Sie so sehr an dieser Pfarre, daß Sie ohne sie nicht leben können?“

„Ich hänge nur in soferne an derselben, weil ich darauf angewiesen bin, von den Einkünften derselben zu leben.“

„Besitzen Sie denn gar kein Privatvermögen?“ frug sie ihn weiter.

„Nicht einen Farthing. Ich habe zwar große Erwartungen, wenn mein Oheim, Sir Reginald F—, stirbt, dann erhalte ich zwölftausend Pfund, er hat bereits ein Testament zu meinen Gunsten gemacht und dieses ist im Vermächtnißamte deponirt.“

„Glauben Sie, daß Ihr Oheim sich wieder vermählen und sein Testament zu Ihrem Nachtheil ändern könnte?“

„Dies ist weder wahrscheinlich, noch überhaupt denkbar.

Digitized by Google

Mein Oheim ist ein starker Siebziger und ich war stets sein Liebling."

„Hm, dann ist ja Ihre Zukunft gesichert. Sie kennen meine Vermögensverhältnisse, ich habe Ihnen Alles mitgetheilt. Ich könnte meine Gelder flüssig machen, sobald ich wollte, scheue mich aber es jetzt zu thun, ehe ich verheirathet bin. Bis jetzt habe ich von den Zinsen meines Capitals gelebt. Es wäre aber möglich — wenn Sie es auf sich nehmen wollten, anstatt mir nach London zu reisen und mit meiner Vollmacht versehen, die Gelder zu erheben und sie mir bringen."

Die Sache ließ sich machen und der Reverend F— erhielt von Miß Sara eine Vollmacht, wie er sie gewünscht.

Acht Tage nach dieser Unterredung verließ er seine Pfarre und reiste nach London, von wo er nach drei Tagen wieder zurückkehrte.

Auf der Hin- und Herreise mußten sich seine romantischen Entführungsideen — vielleicht durch die Schnelligkeit, mit der er auf dem Expreßzuge reiste — verflüchtigt haben, denn er besann sich anders und anstatt auf seine Pfarre zu reisen, nahm er seinen Weg nach Liverpool, wo er sich sehr eifrig nach der Abfahrt der nächst nach den Vereinigten Staaten segelnden Schiffe erkundigte und auf einem spanischen Kauffahrer die Ueberfahrt dahin in Voraus bezahlte. Dieses Schiff sollte schon am nächsten Abend den Hafen verlassen und Mr. F— ging noch einmal nach der Stadt, um einige Einkäufe für die Reise zu machen. Kaum war er in einen Laden getreten, wo er derartige Einkäufe besorgen wollte, als ihm zwei Herren dahin folgten und nachdem sie ihn genau betrachtet, griff der eine ihm unter den Arm und flüsterte ihm in die Ohren: „Sie werden so gefällig sein, mir und diesem meinen Begleiter ohne Aufsehen zu erregen, zu

Digitized by Google

folgen. Es geschieht Ihres Standes wegen, daß wir Sie schonen."

Der Pfarrer wurde bleich wie die Wand, er flüsterte einige Worte, sagte dem Ladendiener, er habe sich im Laden geirrt und glaube, das, was er suche, hier nicht zu erhalten, worauf er den beiden Männern, die sich von ihm zurückgezogen, ohne ihn aus den Augen zu lassen, auf die Straße folgte. Sie führten ihn in das Privatzimmer eines Gasthauses.

„Sind Sie noch im Besitze jener Summen, die Sie in London erschwindelt? der viertausend Pfund, die Sie vom Bankier H— auf den Namen des Reverend F— als Erbe seines Oheims aufgenommen, ferner der 6800 Pfund Sterling, die Sie als Bevollmächtigter Miß Sara W—'s gleichfalls unter falschem Namen erhoben, endlich aber der Familienschriften, die Sie dem wirklichen Mr. F—, für den Sie sich ausgegeben, entwendet, weil Sie glaubten, er würde von seiner schweren Krankheit nicht mehr genesen?"

Es war Mr. P—, ein berühmter Detectiv Polizeiofficier von Scotland-Yard, der alles dies erfahren, dem Betrüger nachgespürt und ihm nun diese Fragen stellte. Alles Geld und die entwendeten Papiere waren noch da und der falsche F— trug sie in einer Brieftasche bei sich. Indem er sie dem Detectiv Polizeiofficier zustellte, warf er sich demselben zu Füßen und flehte ihn an, er möge ihn laufen lassen.

„Es ist Ihr Glück, daß Alles noch hier ist; die einigen Pfund Sterling, die Sie davon ausgegeben, sind von keiner Bedeutung," entgegnete Mr. P—. „Man kennt Sie, Sie sind von guter Familie, wirklich Geistlicher, wenn auch nicht Pfarrer eines so einträglichen Kirchspiels. Sie wissen sehr gut, daß es im Interesse der Regierung und der hohen Kirche liegt, Scandale zu verhüten, Sie haben wenig zu be-

Digitized by Google

fürchten, höchstens einen scharfen Verweis vom Bischof, dessen Diöcese Sie angehören und ich bin beauftragt, Sie zu diesem zu geleiten. Es kann also davon, daß ich Sie ganz frei lasse, vorläufig keine Rede sein."

Ein paar Stunden darauf begaben sie sich auf die Eisenbahn. Mr. L— oder der falsche F—, benutzte einen Augenblick, in welchem Mr. P— auf einer Zweigbahn andere Fahrkarten löste und sprang im Augenblicke, in welchem der Zug in den Bahnhof heranbrauste, von der Platform auf die Schienen, so daß er noch Zeit hatte, seinen Kopf darauf zu legen, und ließ sich in dieser Weise guillotiniren. Hierdurch kam eigentlich die ganze Sache zur Oeffentlichkeit.

Digitized by Google

XXV.

Der Ruf einer Hochgebornen: — die Tochter als Opfer ihrer Mutter.

Ich glaube kaum, daß meine geliebten Leser aus der vorgehenden Erzählung nicht auch die Moral heraus gefunden. Sie ist eine zwiefache und reducirt sich doch nur auf eines und dasselbe, die Mängel und Unvollkommenheiten unseres socialen Systems. Manche Menschen werden sogar darauf verwiesen, daß sie sich gegen die Gesetze auflehnen oder sie umgehen, zuweilen aber ermuntert sie die Hoffnung auf Straflosigkeit zu kleinen und später zu größeren Vergehen, endlich sogar zu Verbrechen. Würde der Reverend H— es gewagt haben, ein so freches Spiel gegen die Sittlichkeit zu spielen, wenn er daran gedacht hätte, daß es Leute gebe, die sich durch seinen geistlichen Stand nicht einschüchtern ließen, wie die Eltern der beiden Kinder? Und obschon er am Ende gesiegt, so war dieser Triumph doch keiner, den er in solcher Weise zu erlangen gesucht haben würde. Das Gericht und die Jury konnten ihn zwar frei sprechen, doch anderen Eltern Zutrauen für ihn einzuflößen, daß sie ihm ihre Kinder zur Erziehung anvertrauten, nimmermehr und die Kindererziehung war bis dahin sein Brot. Fortan war er ein Mensch in sehr dürftigen Verhältnissen. Der zweite Fall braucht kein Commentar. L— hätte es nicht nöthig

Digitized by Google

auf den Weg dem Schlosse zu. Die Gegend selbst ist auch ziemlich romantisch, das Schloß sehr schön gelegen, auf einer Anhöhe, mitten in einem Olivenhaine. Die Gartenanlagen recht hübsch, die Wohnlichkeiten gut erhalten, die Einrichtung ziemlich rococoartig, endlich aber der Haushofmeister, der uns die Zimmer besehen ließ, ein gutmüthiger Alter und nicht geschwätzig, wie sonst Führer in den Schlössern zu sein pflegen. Das Einzige, was er uns sagte, ohne darum befragt zu werden, war, daß die Familie, die es ehedem besessen, ausgestorben und das Schloß einem Herrn gehörte, der mit den ehemaligen Besitzern in keinerlei Verbindung gestanden.

„Von wem hat er es gekauft?“ frug ich ihn.

„Er hat es von der Königin Isabella für geleistete Dienste erhalten. Nach dem Aussterben der Familie, die es besessen, ward das Gut zu einer Krondomäne geworden.“

Wir durchwanderten die Säle, bewunderten die herrlichen Gemälde Spagnoletto's, Titian's, Andrea del Sarto's und noch mehr diejenigen Murillo's und Velasquez', die gut erhaltenen Gobelins, eine hübsche Waffensammlung u. s. w. bis wir endlich in ein kleineres Gemach kamen, welches das Boudoir der ehemaligen Besitzerin sein mußte, die Einrichtung ließ dies ahnen.

In diesem Zimmer hing das Portrait der ehemaligen Besitzerin, ein Gesicht, so schön, wie ich niemals ein schöneres weder auf Leinwand gezaubert noch lebend und in Wirklichkeit gesehen und meine Feder ist zu schwach, um alle die Reize zu beschreiben, die hier in reicher Fülle aufgehäuft waren: ein blendend weißer Teint mit rosigem Hauch an den Wangen, regelmäßige Züge, große schmachtende und zärtliche Augen von veilchenblauer Farbe, glänzend schwarzer üppiger Haarschmuck, mit einem Worte, alle sieben oder

Digitized by Google

vielleicht noch mehr Schönheiten waren in diesem Gesichte zu finden.

Don Louis erzählte uns später die Geschichte dieser Frau. Ich kenne den Roman nicht genau und vermag es nicht zu beurtheilen, in wie ferne er der Wirklichkeit treu geblieben und da ich vermuthe, daß es unter meinen Lesern ebenfalls einige geben wird, die ihn niemals gelesen, so will ich die Geschichte der Gräfin Silvia R—, der Heldin, hier wiedergeben, wie ich sie von Don Louis gehört:

„Die Mutter Silvia's war die Tochter eines reichen Kaufmanns; obschon dieser aus altadeligem Geschlechte stammte, so hatte er diesen Stand gewählt, um seiner Familie erloschenen Glanz zu heben.

Während der französischen Occupation, zu Zeiten Napoleons und seines Bruders Joseph, hatte der Großvater Silvia's Einquartierung im Hause und unter den Einquartierten einen verwundeten französischen Officier, den seine Tochter auf's Sorgfältigste pflegte und nach der Behauptung der ihn behandelnden Aerzte mehr zu seiner Heilung beitrug als alle Medicinen und Verbande. Es war wie Agnes Sorel mit Carl VII. Das Ende dieser Bekanntschaft war eine Heirath. Sie war sehr nothwendig für die Dame geworden, die auf dieselbe gerechnet haben mußte, weil sie ihrem nachherigen Gatten noch vor ihrer Trauung gewisse Rechte einräumte, die eine Vermehrung des Hausstandes nach sich zogen. Die Bekannten der Dame, namentlich die weiblichen, steckten bei der Geburt des Kindes im sechsten Monat nach der Trauung die Köpfe zusammen, wichen ihr aus, oder wenn sie mit ihr zusammentrafen, zeigten sie ihre Kälte, was sich die junge Frau so zu Herzen nahm, daß es einen bleibenden Eindruck auf ihr Gemüth machte und sie hatte den Vorsatz gefaßt, ihr Kind, ein Mädchen, so zu erziehen, ihr Grund-

Digitized by Google

sätze einzuflößen, daß ihr niemals ein ähnlicher Affront widerfahre.

Madame de G—, dies war der Name der Mutter Silvia's, nachdem sie geheirathet, genoß das Glück der Ehe nicht lang, ihr Gatte fiel in der Schlacht bei Vittoria. Dieses tragische Ende hatte den einzigen Vortheil für die Wittwe, daß sie nicht gezwungen war, nach Frankreich auszuwandern, als die Franzosen nach dem Sturz Napoleons Spanien verließen.

Die Mutter des Mädchens, welches sich frühzeitig entfaltete, hatte in ihren Erziehungsplänen das Temperament ihrer Tochter zu Rathe zu ziehen vergessen, so daß die strenge Moral, die sie ihr fortwährend vorpredigte, mit der Sehnsucht nach etwas Wonnevollem, Unbekanntem nicht vereinbar war.

Nach dem Sturz Napoleons sahen es die Spanier erst ein, wie sie an der Restauration der Bourbons nichts gewonnen, diese waren par excellence jene Familie, die „Nichts gelernt und Alles vergessen" und die Unzufriedenheit jener Partei, deren Nachkommen jetzt nach der Republik arbeitet, ward immer größer, Verschwörungen und Revolten folgten aufeinander und konnten nur durch fremde französische Bajonette niedergedrückt werden.

Ein Officier der zweiten französischen Occupations- oder Hülfsarmee kam nach T—, wo er das Stubenmädchen hübsch und willig genug fand, um sich in ihrer Gesellschaft von den Strapazen des Feldzuges zu erholen. Es war ein junger blühend schöner Cavalier, der den Prometheusfunken der Liebe in Silvia's Busen aufflackern machte, sobald sie ihn erblickte. Sie erfuhr von dem ziemlich leichtfertigen Stubenmädchen, was sie besser nicht hören sollte und dieses letztere war zugleich dienstfertig und gewissenlos genug, dem

Digitized by Google

kaum vierzehnjährigen Mädchen eine Stellvertretung anzubieten, die sie auch zu Stande brachte und so ward Silvia zu einer ephemeren Liebschaft des jungen Officiers.

Das Mädchen war aber zu schön, als daß es in dem jungen Manne nicht einen bleibenden Eindruck zurück gelassen hätte, und er sah es, wie er bis jetzt der erste gewesen, der die Liebe des schönen Kindes genossen. Er gelobte ihr in seinem Herzen ewige Liebe und Treue und die erstere nahm durch Trennung an Intensität zu.

Die kurze Bekanntschaft blieb aber nicht ohne Folgen, Silvia fing an eine Veränderung in ihrem ganzen Wesen zu fühlen und als sie ihrer Vertrauten, des Stubenmädchens, Meinung darüber hörte, erfuhr sie zu ihrem Schrecken, daß sie ein lebendes Wesen in ihrem Schooße trug. Ist es möglich, eine solche Veränderung im Aussehen zu verbergen oder nicht, dies weiß ich nicht, ihre Mutter mochte sie vielleicht wahrgenommen und ihr noch strengere Predigten gehalten haben; das Ende dieser Sache war, daß Silvia sich ganz der Leitung ihrer Rathgeberin überließ und das Kind, wahrscheinlich in Folge der während der Schwangerschaft stattgefundenen verfuchten Verheimlichung, kam todt zur Welt. Dies war für Alle eine Erleichterung, und die Camerierа, der es überlassen wurde, darüber zu sorgen, daß die Folgen dieses Fehltrittes verschwinden, verscharrte die Leiche im Garten.

Einige Zeit darauf stattete der Graf R—, ein Verwandter des Vaters Silvia's, einen Besuch im Schlosse ab und die junge Dame gefiel ihm so gut, daß er sich um ihre Hand bemarb. R— war einer der reichsten Cavaliere der Provence, doch über sechzig Jahre alt, Silvia konnte ihn unmöglich lieben, doch ihre Mutter und selbst ihre Vertraute, das Stubenmädchen, redeten ihr so lange zu, bis letztere gab ihr zu verstehen, wie sie erst dann ihre Freiheit erlangte,

Digitized by Google

wenn sie einen alten Mann heirathete, dieser würde auch leichter in Bezug auf den von ihr begangenen Fehltritt zu täuschen sein, selbst wenn dies nicht wäre, würde er ihn eher verzeihen, als ein junger, bis sie ihre Einwilligung gab.

Der Tag der Vermählung wurde angesetzt und der Graf erwartete blos noch seinen Neffen und einstigen Erben, da er selber auf keine Nachkommenschaft rechnete; den Vicomte de la N—. Dieser kam auch nach einigen Tagen im Schlosse an und wie groß war Silvia's und des Vicomte Erstaunen, als sie sich erkannten. Er war der junge Officier, dem Silvia die Erstlinge ihrer Liebe geschenkt.

Der junge Mann fand bald Gelegenheit zu einem tête à tête mit Silvia, er erinnerte sie an die wenigen wonnigen Stunden ihrer ersten Bekanntschaft und war wie niedergeschmettert, als er sah, wie sie sich stellte, als verstehe sie ihn nicht und es ihm ins Gesicht leugnete.

Das Stubenmädchen war die einzige Zeugin des verbotenen Umganges Silvia's gewesen, wenn diese stumm gemacht werden konnte, blieb Silvia's Ruf ungefährdet, denn der Vicomte würde seine Geliebte niemals verrathen haben.

In der Nähe jenes Platzes, wo Silvia's Kind eingescharrt lag, stand ein tiefer Brunnen. Als Silvia einmal mit dem Stubenmädchen dort herum ging, ließ sie eine Armspange in den Brunnen fallen, das Dienstmädchen versuchte sie mit dem Wassereimer herauszufischen und als sie sich stark über den Brunnen bückte, um den Eimer hinab zu lassen, packte sie Jemand schnell von hinten, sie verlor das Gleichgewicht und stürzte hinab, um nicht mehr lebend heraus zu kommen. Es war Silvia, die dies gethan. Die lästige Zeugin ward dem Rufe einer Hochgebornen geopfert, wie das Kind und die Liebe und Ruhe des Vicomte. Silvia ließ sich mit seinem Oheim trauen.

Digitized by Google

Nach der Trauung brauchte sich Silvia vor dem Vicomte nicht länger zu verstellen und jetzt gestand sie ihm, wie sie ihn sogleich erkannt, doch sich ihrer Mutter wegen vor einem möglichen Scandal gefürchtet habe. Er ließ sich mit ihrer Erklärung zufrieden stellen und dies zwar um so mehr, da er Alles, was ihm ihre Liebe auch in der Zukunft bieten konnte, eben so genoß, als ob er sie geheirathet hätte und dabei doch seine Freiheit behielt.

Vor dem Oheim blieb indessen Alles, was vorgegangen, ein tiefes Geheimniß.

Die beiden Verliebten waren eines Abends eben allein beisammen, der Graf R— war auf einige Tage verreist und kehrte um drei Stunden eher nach Hause zurück, als man ihn erwartet. Aus dem Boudoir gab es nur einen Ausgang, dahin zu, von woher die Schritte des Grafen nahten, doch befand sich eine Tapetenthür ebendaselbst, die in eine Nische, in welche Kleider gehängt wurden, führte, da hinein flüchtete er und sie sperrte ihn hinein, mit dem Vorsatze, ihn später hinaus zu lassen.

In der darauf folgenden Nacht gerieth das Schloß in Brand und gerade jener Theil, wo der Vicomte eingesperrt war, stürzte ein. Das Boudoir selber blieb unversehrt, doch des Vicomte Leiche kam bei der Ausgrabung zum Vorschein. Die Wandnische war nämlich von inwendig blos ein Bretterverschlag und als der Fußboden einbrannte, stürzte der junge Cavalier in eine Tiefe von wenigstens fünfzig Fuß in ein felsiges Kellergewölbe und war augenblicklich todt. In der Verwirrung hatte man seinen Ruf nicht gehört. Diese dritte — obschon eine unwillkürliche Blutschuld, hielt Silvia nicht mehr aus, am nächsten Morgen fand man sie todt auf ihrem Zimmer; sie hatte sich vergiftet.

Digitized by Google